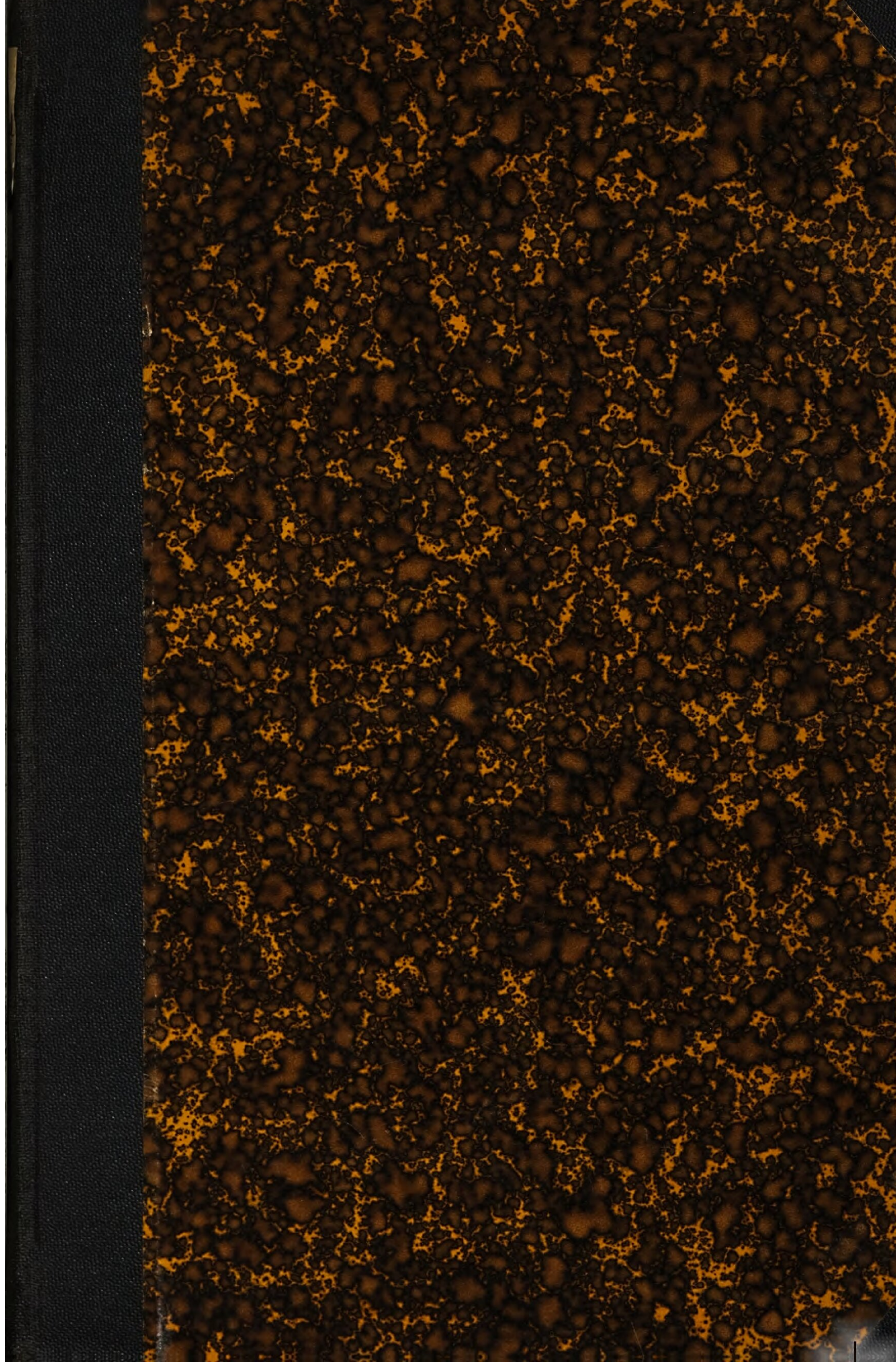




H. n. o. 125d

DAS
DEUTSCHE VOLK
UND
SEINE PROFESSOREN.

„Der Papst will infallibel sein;
Doch wisst, ich bin es ganz allein,
Und wer's nicht glaubt, der irrt gewiss,
Heiss' er nun Semper oder His.“

M. Reymond.

„Das neue Laienbrevier des Häckelismus“ I. S. 42.

Eine Sammlung
von
Citaten ohne Commentar.

Zur
Aufklärung und Belehrung des deutschen Volkes
zusammengestellt

von
FRIEDRICH ZÖLLNER
Professor der Astrophysik a. d. Universität zu Leipzig.



LEIPZIG.

COMMISSIONSVERLAG VON L. STAACKMANN.

1880.

„Alle Saiten des Menschenherzens wurden angeschlagen, um mich und mit mir meine Freunde zu treffen. Leider habe ich aber den Anonymen gegenüber von jeher ein Elefantenfell gehabt, in das sie bisher noch niemals irgend welche Löcher zu reißen verstanden.“ (S. 21.)

C. Semper,

Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Universität Würzburg.
„Mein Amsel-Process, die Amsel-Fanatiker und der Vogelschutz“. Würzburg 1880.

„Der neue Cuvier“.

„Dickhäuter — Pachydermen — sind
Nach Cuvier nur fünf mein Kind!
Es sollen Flusspferd, Nashorn, Schwein,
Der Elephant und Tapir sein.
Doch, was bei Cuvier noch fehlt,
Hat jetzt Herr Bismarck aufgezählt
Als sechstes im Register:
Dickfellige Minister!“

Dr. Gustav Schwetschke,
Bismarckias. Halle 1878.

„Abgehärtete, dickfellige Minister sind nicht mein Ideal. — Ich werde den Weg unbedingt gehen bis an's Ende, den ich für recht und gedeihlich halte, mag ich nun Hass oder Liebe ernten — das ist mir gleichgültig.“

Fürst von Bismarck.

Reden im deutschen Reichstage am 9. Febr. 1876 und 9. Juli 1879.

„Es bleibt das Verfahren von Prof. Hückel ein leichtfertiges Spiel mit Thatsachen, gefährlicher noch als das früher gerügte Spiel mit Worten. . . . Ich selbst bin im Glauben aufgewachsen, dass unter allen Qualifikationen eines Naturforschers Zuverlässigkeit und unbedingte Achtung vor der thatsächlichen Wahrheit die einzige ist, welche nicht entbehrt werden kann. Auch heute noch bin ich der Ansicht, dass mit Wegfall dieser einen Qualifikation alle übrigen, und sollten sie noch so glänzend sein, erbleichen. Mögen daher Andere in Herrn Hückel den thätigen und rücksichtslosen Parteiführer verehren, nach meinem Urtheil hat er durch die Art seiner Kampfführung selbst auf das Recht verzichtet, im Kreise ernsthafter Forscher als Ebenbürtiger mitzuzählen.“ (S. 171.)

Wilhelm His,

Professor der Anatomie an der Universität Leipzig.

„Unsere Körperform und das physiologische Problem ihrer Entstehung“. Leipzig. (Vogel.) 1875.

„Sie seh'n, der Wilhelm His versteht's,
Das Pferd beim Schwanze anzufassen; . . .
Auch in Betreff der „„Höllennappen““
Scheint seine Theorie zu klappen:
Für solche hält in seinem Wahne
Der His die Rudiment-Organen! . . .
Drum sag' ich: *Cet'rum censeo*,
Das mit dem Affen ist doch so!“

M. Reymond,

„Das neue Laienbrevier des Hückelismus“. I. (S. 170, 169, 171.)

Alle Rechte vorbehalten.



Einleitung.

„In der That, sind wir Zoologen, vergleichende Anatomen, Physiologen und Botaniker nicht alle eigentlich verdorbene Medici-
ciner, denen die Praxis einen Widerwillen eingeflösst hat, und die all-
mählig durch Neigung oder Verhältnisse sich den naturwissenschaftlichen
Studien zugewendet haben?“ (S. 131.)

„Haben wir irgend einen hervorragenden Mann, so suchen wir vor
allen Dingen uns unabhängig von dessen Einfluss zu zeigen und wählen
lieber eine anerkannt schlechtere Richtung und ein momentan sterileres
Feld der Thätigkeit, nur um diese Unabhängigkeit thatsächlich darzuthun.
Ich weiss nicht, ob diese Eigenschaft darauf hinweisen dürfte, dass wir
eigentlich mehr zur Republik geeignet sind.“ (S. 120.)

„Das ist ja eben das Unglück, dass besagter roher Materialismus so
tief in der Physiologie begründet ist, dass man sich mit der einen nicht
beschäftigen kann, ohne die hässlichsten Flecken des andern an Leib und
Seele davon zu tragen.“ (S. 21.)

„Freund Bakunin, der seit einigen Tagen ein leidenschaftlicher
Angler geworden ist, kommt von seiner Ausfahrt ganz erstaunt zurück und
versichert uns, sogar die Natur sei ebenfalls christlich geworden.“ (S. 104.)

Carl Vogt,

Internationaler Professor der Zoologie in Genf.

„Ocean und Mittelmeer“ Bd. I.

„An den deutschen Hochschulen wirken gegenwärtig, wie der Univer-
sitätskalender aufweist, gegen 70 Professoren rein jüdischer Abkunft;
darunter namhafte Vertreter aller Disciplinen, der protestantischen Theo-
logie und der Jurisprudenz, der Philosophie und Philologie, der Geschichte
und Mathematik, der Medicin und der Naturwissenschaften. Diese Zahl —
und gewiss werden Sie nicht geneigt sein, so viele Ihrer Collegen unter
die betriebsame Schaar der Talente dritten Ranges zu verweisen — ist
allerdings, wie jede unbefangene Betrachtung anerkennen wird, gross;
sie beträgt im Verhältniss zu der Gesamtzahl deutscher Professoren mehr
als dreimal so viel, als nach den Bevölkerungsziffern erwartet werden sollte;
gerade ihre Grösse wird uns von anderen Gegnern zum Vorwurf gemacht.
Ich glaube damit gezeigt zu haben, dass die Juden nicht blos an dem
materiellen, sondern auch an dem geistigen Kapital der deutschen Nation
einen guten Antheil haben.“ (S. 17.)

Harry Bresslau,

Israelitischer Professor der Geschichte an der Universität Berlin.

„Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. Heinrich v. Treitschke“. Berlin (Dümmler) 1880.

Citate ohne Commentar.

1.

„Die Hauptaufgabe, welche die Wissenschaft seit Jahrhunderten verfolgt hat, ist die gewesen, die rechte, die conservative Seite immer mehr zu stärken. Diese Seite, welche die sichern Thatsachen in sich aufnimmt mit dem vollen Bewusstsein der Beweise, diese Seite, welche den Versuch als das höchste Beweismittel festhält, diese Seite, welche im Besitze der eigentlichen wissenschaftlichen Schatzkammer ist, ist immer breiter und grösser geworden, und zwar vorzugsweise auf Kosten des dogmatischen Stromes. . . . Gleichzeitig mit Luther sind Vesal und Paracelsus gekommen und haben die ersten grossen Reductionsversuche gemacht“. . .

„Das was mich ziert, ist eben die Kenntniss meiner Unwissenheit . . . Wüsste ich das nicht, dann würde ich allerdings immer hin und her schaukeln. Da ich aber, wie ich mir einbilde, ziemlich genau weiss, was ich nicht weiss, so sage ich mir jedesmal, wenn ich genöthigt bin, in ein für mich noch verschlossenes Gebiet einzutreten: „„jetzt musst du wieder anfangen zu lernen, jetzt musst du neu studiren, jetzt musst du es machen wie Jemand, der in die Wissenschaft eintritt.““

„Alles dieses basirt wesentlich darauf, dass wir Männer der Wissenschaft die Lehrsätze vollkommen fertig machen, und wenn sie ganz fertig und sicher sind, so dass wir ganz bestimmt wissen, dies ist naturwissenschaftliche Wahrheit, sie der Gesammtheit übergeben . . . Das muss die Nation in sich aufnehmen, das muss sie verzehren und verdauen, darin muss sie nachher weiter arbeiten.“ (S. 8.)

Rudolf Virchow,

Geheimer Medicinalrath, Mitglied der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften
und Professor a. d. Universität zu Berlin.

„Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat“,
Naturforscher-Rede am 22. Sept. 1877 zu München.

2.

„Seit Sokrates, der Alte, sprach:
„„O je, wie ist mein Wissen schwach!““
Lallt jeder Tropf dies Sprüchlein nach,
Und alle Wissenschaft liegt brach.
Man fand die Ignoranz bequem
Und machte flugs sie zum System;

Wer heut gelehrt sein will, der muss
Bekennen „„*Ignorabimus*““.
Der Mensch in eitlem Grössenwahn
Verläugnet seinen „„Urfischahn““,
Begrüssst mit skeptischem „„Oho““
Sogar den eignen Embryo! —
Man zeigt ihm der Entwicklung Spur;
Da schreit er: „„*Immutabimur*!““
Und wenn man solchen Trotz beklagt,
Heisst's „„Dubois-Reymond hat's gesagt!““ —
Ihr lieben Leute, glaubet mir,
Man möchte drob verzweifeln schier,
Dass sich der Blödsinn macht so breit
In uns'rer aufgeklärten Zeit,
Die Häckel und Jules Verne erzeugt
Und im Kulturkampf Rom gebeugt!
Das aber kommt allein von Das,
Dass man noch glaubt an irgend was.“

M. Reymond,

„Das neue Laienbrevier des Häckelismus. I. Theil. „Genesis oder die Entwicklung des Menschengeschlechtes.“ Nach Häckel's Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht. 3. Aufl. Mit Illustrationen von F. Steub.“ Bern u. Leipzig. 1878.

3.

„Ich erhebe offen als Vertreter der Wissenschaft den Anspruch, dem Glauben Schranken zu setzen. (Hört!) Wenn erst einmal die Descendenztheorie als wissenschaftlich richtig nachgewiesen sein wird, dann fällt die Geschichte von Adam und Eva trotz all' Ihres Sträubens zusammen. (Widerspruch.) Sie müssen auf den Affen kommen!“ (Unruhe.)

Rudolf Virchow,

Rede im Preussischen Abgeordneten-Hause vom 18. Januar 1879.
(„Die Post“ v. 19. Jan. 1879.)

4.

„Die Affen gehen fast regelmässig an Lungenschwindsucht zu Grunde, werden also factisch krank gemacht, während man Versuche über Einimpfung der gleichen Krankheit unter die Verbrechen der medicinischen Forschung rechnet. . . . Das Alles ist erlaubt, und die Forschung, verlangt man, soll Halt machen vor der hysterischen Idiosyncrasie oder dem Pharisäismus solcher, welche nur Menschenblut, aber kein Thierblut sehen können, oder letzteres nur, wo es zur Erhöhung der Wollproduction, nicht wo es zur Förderung unserer Erkenntniss vergossen wird. Denn diese, und nicht der practische Nutzen für die Heilkunde, ist der wahre und aufrichtige Zweck aller vivisectorischen Arbeit. Kein wahrer Forscher denkt bei seiner Untersuchung

an die practische Verwerthung, und gerade in der Preisgebung der Thierwelt lediglich zu dem Endzwecke, menschliche Leiden zu lindern, könnte noch am ehesten etwas Unedles und Egoistisches gefunden werden. Die Wissenschaft darf diese Begründung, mit welcher man in England die Vivisection vertheidigt hat, verschmähen. Aber allerdings ist sie diejenige, welche am Allgemeinsten Eindruck machen wird.“ (S. 16 u. 17.)

„Man wird vielleicht durch die Beschränkung der Vivisection einer Anzahl von Thieren das Leben retten . . . und dafür wird man eine Generation schlechter Aerzte ernten, man wird mit einem Worte die geschonten Thierleben mit Menschenleben bezahlen.“ (S. 50.)

Ludimar Hermann,

Professor der Physiologie a. d. Universität zu Zürich, Schüler E. du Bois-Reymond's.

„Die Vivisectionsfrage. Für das grössere Publicum beleuchtet.“ Leipzig 1877.

5.

„Was haben denn diese Extravaganzen, die ich jetzt aufrichtig beklage, weiter für Schaden angerichtet? . . In persönlicher Beziehung widerstrebte es mir auf das Höchste, einem Manne entgegenzutreten, den ich vor einem Vierteljahrhundert als Reformator der medicinischen Wissenschaft hatte kennen und verehren lernen, zu dessen eifrigsten Schülern und begeistertsten Anhängern ich damals gehörte; zu dem ich später als Assistent in die nächsten Beziehungen trat und mit dem auch nachher noch freundschaftliche Verhältnisse mich verbanden.“ (S. 2.) „Eingedenk des vielfachen Dankes, den ich Virchow schuldig bin, . . . und den ich jederzeit durch Weiterbau seiner mechanischen Lehren zu bethätigen bestrebt war, werde ich mich auf eine möglichst objective und sachliche Widerlegung seiner Behauptungen beschränken. Ich hatte in meiner münchener Rede unter den wenigen Namen, die ich überhaupt anführte, denjenigen von Virchow als hochverdienten Begründer der Cellular-Pathologie besonders hervorgehoben.“

Ernst Häckel,

Professor der Zoologie an der Universität zu Jena.

„Freie Wissenschaft und freie Lehre, eine Entgegnung auf Rudolf Virchow's Münchener Rede über die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate.“ (1878.)

6.

„Um nun den nahe liegenden Gedanken, Hr. Häckel könnte dereinst in einem noch weiter vorgerückten Stadium seiner Erkenntniss vielleicht auch die jetzt von ihm so laut verkündete „„wissenschaftliche““ Bedeutung Virchow's als eine „„jugendliche Extravaganz beklagen““, nicht ungerecht erscheinen zu lassen, erlaube ich mir zu bemerken, dass der erst vor Kurzem verstorbene berühmte Physiologe Ernst Heinrich Weber (Bruder Wilhelm Weber's) zu wiederholten Malen gegen mich geäußert hat, dass von allen wissenschaftlichen Theorien Virchow's auch nicht eine einzige das Ende seines irdischen Daseins überdauern

werde. Da das Urtheil von Ernst Heinrich Weber in einem Alter ausgesprochen worden ist, in welchem man nicht mehr „jugendliche Extravaganzen zu beklagen“ hat, so glaube ich diesem Urtheile einen höheren Werth als demjenigen Häckel's sowie aller Literaten und Politiker beilegen zu dürfen. Vergesse man doch nie, dass es auch „traurige Berühmtheiten“ in der Welt gibt, und dass „der Geist, der stets verneint“, auch zu dieser Kategorie von „unsterblichen“ Berühmtheiten gehört. Seien wir stets eingedenk der Worte Fichte's in seinen „Reden an die deutsche Nation“:

„„Ueber die lebenden Menschen aber lasst uns das Urtheil der richtenden Nachwelt überlassen.““

Friedrich Zöllner,

„Wissenschaftliche Abhandlungen“ Bd. II. Th. 2. S. 1117.

7.

„Ich kann dem Herrn Minister des Innern darin entgegenkommen, dass ich anerkenne, das Socialisten-Gesetz liegt vor und seine Pflicht ist es, dasselbe auszuführen, ja ich füge sogar hinzu, dass ich in seiner Lage vor der Ankunft Sr. Majestät des Kaisers, mit solchen Vollmachten und solchen Eventualitäten gegenüber wahrscheinlich ganz ebenso gehandelt hätte, wie der Herr Minister.“ (Bravo rechts!). . .

„Sie meinen nun, wenn die Führer der Sozialisten entfernt sind, schon eine grosse Säuberung vollzogen zu haben. Aber, meine Herren, bedenken Sie doch, welche furchtbare Anklage Sie damit erheben. Nicht der geringste Zusammenhang zwischen diesen Leuten, ihren Lehren und einer Hinneigung zum Königsmorde ist nachgewiesen. Wo ist denn die Schule des Verbrechens, die geschlossen werden soll, wo und wer sind die Lehrer? Zwischen einem Revolutionär und einem Königsmörder ist doch ein bedeutender Unterschied; gewiss gibt es viele, so zu sagen, gute Revolutionäre, welche überall die radikalste Meinung vertreten, bereit sind vielleicht im Strassenkampfe ihr Leben einzusetzen, aber ausserdem niemals einen einzelnen Mann tödten würden, auch wenn er nicht der deutsche Kaiser wäre. Revolutionär und Königsmörder sind nicht zu identifiziren, das hiesse sich versündigen an dem guten Rufe der Revolutionäre. (Hört! hört!) Auch wir wollen die Schule des Verbrechens schliessen, man darf aber das Verbrechen nicht am falschen Orte suchen. Es ist mit Recht im Reichstage von sozialistischer Seite hervorgehoben worden, dass man bis jetzt die Nobiling'schen Akten vorzulegen sich geweigert hat, daraus geht klar hervor, dass man nicht im Stande ist, auch nur den geringsten Zusammenhang zwischen diesem Attentat und dem Sozialismus nachzuweisen. Das muss gerechterweise immer wiederholt werden. Denn Gerechtigkeit ist die Hauptsache im Parteikampf. (Sehr wahr! im Centrum.) Ich hoffe, Sie sind im politischen Parteikampf noch nicht bis zur Inhumanität, oder gar zur Barbarei gelangt. (Ruf aus dem Centrum: wie bei den Jesuiten.) Ich finde die Massregeln gegen die Jesuiten, obwohl ich nicht

dafür gestimmt, doch noch milder, sie wurden doch auf einmal ausgewiesen, nicht nach und nach. (Grosse Heiterkeit, besonders im Centrum.) Das gerade ist das Schlimme an der Ausweisung, dass es in den Händen der Polizeibehörde liegt, allmählig, successive die Leute hin und her zu schieben, um sie hilflos zu machen; das regt immer zu neuer Erbitterung an und umgibt die Ausgewiesenen schliesslich mit der Glorie des Heiligenscheins. Auf diese Weise wird die Schule des Verbrechens nicht geschlossen; wir sind vielmehr dafür, den Leuten unsere Versammlungen zu öffnen, wir wollen ehrlich mit ihnen disputiren, um so Herz und Kopf der Verführten wieder für eine richtige Lebensauffassung zu gewinnen.“ (Einzelner Beifallsruf links.)

Rudolf Virchow,

Rede im Preussischen Abgeordneten-Hause v. 9. December 1878.
(„Die Post“ v. 10. Dec. 1878.)

8.

„O! wenn sie es wüssten, diese loyalen Professoren der Naturwissenschaften, dass sie es eigentlich sind, welche mit jedem Zuge ihres Skalpells dem christlichen Staate in den Eingeweiden wühlen, dass sie es sind, welche mit ihren Mikroskopen die feinsten Elemente darlegen, aus denen das Truggewebe unserer socialen Einrichtungen gesprungen ist; wenn sie wüssten, dass jedes neue Gesetz, welches sie aufstellen, jede neue Wahrheit, die sie entdecken, vernichtend gegenübertritt den Sätzen, die wir im Katechismus und bürgerlichen Gesetzbuch uns haben einlernen müssen; wenn sie das wüssten lieber Herwegh, sie würden mit Schaudern manchmal die Instrumente ergreifen, welche sie bisher zur innigsten Befriedigung ihrer Unterthänigkeit handhabten.

Aber sie wissen's nicht! Sie träumen immer noch von der Scheidewand zwischen Materiellem und Immateriellem, sie glauben noch immer, dass die Naturwissenschaft da aufhöre, wo der erste Band des Kosmos ihr den Strich gezogen hat! Und bei dem Glauben wollen wir sie auch lassen

Doch ich muss schliessen. Sieht es ja fast aus, als wollte ich Ihnen eine Rede halten über die Tendenzen unserer Zeit und den Vorschub, den dieselben von den Naturwissenschaften erwarten, eine Rede, die hier am allerwenigsten am Platze wäre, da wir uns oft genug unter vier Augen darüber besprochen und unsere Meinungen darüber ausgetauscht haben. Hoffnungen aber soll man nicht so laut aussprechen! Sie können allzu leicht getäuscht werden!

Giessen d. 4. October 1847.“

Carl Vogt,

Professor der Zoologie in Genf.

Ocean und Mittelmeer. (I. S. 21.) Frankfurt a. M. Literarische Anstalt (J. Rütten) 1848.

9.

„Herzlich geliebte Eltern! Am heutigen Tage ist mir meine Beförderung vom Leben zum Tode auf morgen früh 6 Uhr angezeigt, und

wird die Execution in Moabit stattfinden. Meine angeborene Weichherzigkeit habe ich vollkommen abgestreift, um nicht die letzten Lebensstunden mich in Traurigkeit versetzt zu sehen; immer heiter und fidele — meiner Liebe zu Euch seid Ihr stets, auch in schwachen Momenten, versichert gewesen, also auch heute, was ich gewiss weiss, ja bis zum letzten Athemzuge; ich möchte jedoch nicht Euch in Traurigkeit versetzen, was ich zwar schon oft gethan, doch das habt Ihr mir vergeben, ich fahre also mit sächsischer Gemüthlichkeit ab.

Waldeinsamkeit,	}	
die mich erfreut —		Promenade,
so morgen wie heut		Rosenthal,
Waldeinsamkeit —		Schwanenteich.
die mich erfreut		

Ich bin so sehr erfreut zu wissen, dass Ihr Euch trösten könnt! das Vergessen wird auch seine Macht an Euch bewähren, dess bin ich sicher, das Gras wächst schnell; ich wünsche, geliebte Eltern, dass das Rad der Zeit rollt über Alles. Hoch lebe die Commune! Den von Euch abgesandten Brief, den Einzigen, den ich erhalten, lege ich Euch hier bei; auch einige Bündel Kopfhaare als Locke und Fingernägelabschnitte, die grausig lang gewachsen waren, Ihr könnt Euch überzeugen, zum Andenken. Eine lange Conversation per Brief habe ich in meinen beschlagnahmten Briefen geführt, repetiren will ich nichts mehr; es nützt Euch auch nichts. Ich wünsche Euch schliesslich alle Annehmlichkeiten im Alter, glückliches Zusammenleben, die bisher angehaltene Gesundheit auch späterhin und macht hier auf Erden das Leben gut und schön, kein Jenseits (Himmel) giebt's, kein Wiedersehn.“ „*Vive la France!*“

Max Hödel,

Erster Kaiser-Attentäter und Klempner-Geselle zu Leipzig.

Abschiedsbrief vor seiner Hinrichtung. (Leipziger Tageblatt v. 20. Sept. 1878.)

10.

„Einen Meuchelmörder habe ich nicht geboren, zum Meuchelmörder hat ihn die Schule gemacht, die ich verfluche!“

Frau Mladetzki an General Loris-Melikoff,

als ihr die Nachricht von dem Attentate ihres Sohnes und seiner Hinrichtung als Nihilist officiell übermittelt wurde.

(National-Zeitung v. 7. März 1880. Erste Beilage.)

11.

„Den ersten Unterricht erhielt ich von einigen Hauslehrern, von denen ich mich namentlich dem letzten, dem damaligen Candidaten der Philologie, Herrn Friedrich Liepe, dessen Grundsatz bei der Erziehung es war, seine Zöglinge nicht nur möglichst vielseitig in wissenschaftlicher Beziehung auszubilden, sondern sie eben so sehr auch für das spätere practische Leben vorzubereiten, zu besonderem Danke verpflichtet fühle. Dasselbe Princip: „*non scholae sed vitae*“, war das leitende auf dem königlichen Päd-

gogium zu Züllichau, welches ich darauf besuchte. . . . Nach zurückgelegter Schule widmete ich mich zunächst drei Jahre der practischen Landwirthschaft, studirte darauf während drei Semester von Michaelis 1870 bis Ostern 1872 Staatswissenschaften und Landwirthschaft in Halle a. S., ging nochmals zwei Jahre in die Praxis zurück, theils auch auf mehrmonatliche Reisen, um eine grössere Anzahl Wirthschaften, industrielle Etablissements verschiedener Art etc. kennen zu lernen. Von Ostern 1874 bis Ostern 1875 studirte ich alsdann nochmals dieselben vorhergenannten Fächer in Halle a. S. und von da ab das 6., 7. und gegenwärtige 8. Semester an hiesiger Leipziger Universität. — Leipzig, im Mai 1876.“

Karl E. Nobiling,

Zweiter Kaiser-Attentäter und promovirter Doctor der Universität zu Leipzig.
„Beiträge zur Geschichte der Landwirthschaft des Saalkreises der Provinz Sachsen.“
(Doctor-Dissertation.)

12.

„Zum Theil waren die Herren empört über das, was sie zu hören bekamen, zum Theil begeistert für den Sozialismus. Behufs der Organisation wirksamer Propaganda im Kreise der Kommilitonen waren Einige von diesen mit den Vertretern der sozialdemokratischen Partei in Verbindung getreten und, besonders zu der Zeit, als sie sich auf ihre Lehrer im Verein für Sozialpolitik berufen konnten, überaus thätig in diesem Sinne.“

„Die nachfolgenden Blätter enthalten das Wesentlichste aus einer Reihe von Vorlesungen, welche ich seit dem Jahre 1871 in jedem Wintersemester gehalten habe.“ (S. III.)

Karl Birnbaum,

Ausserordentlicher Professor der Landwirthschaft an der Universität Leipzig und ehemaliges Vorstands-Mitglied des liquidirten Schönheimer'schen Bankvereins.

„Wichtige Tagesfragen. Vorträge über Parteistandpunkte und Parteibestrebungen auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik.“ Berlin 1880. Verlag von Theodor Hofmann.

13.

„Nobiling. Der körperliche Gesundheitszustand des Meuchelmörders Nobiling macht, wie die „N. A. Z.“ meldet, wesentliche Fortschritte zur Besserung. Seine letzte sich in selbstmörderischer Absicht beigebrachte Verwundung an der Pulsader hat gar keine Folgen hinterlassen, sein Appetit ist gross zu nennen. Ueber seinen vereitelten Selbstmordversuch lässt sich der Verbrecher gar nicht aus. Sein geistiger Zustand scheint jedoch ein umnachteter bleiben zu wollen, denn seine Antworten sind selbst auf gleichgültige Fragen confuse zu nennen. Allerdings wird es bei diesem Verbrecher Aufgabe der Wissenschaft bleiben, zu constatiren, ob derselbe durch seine erhaltenen Schädel- und Gehirnverletzungen blödsinnig oder ein Simulant ist.“

Leipziger Tageblatt v. 14. August 1878.

14.

„Ueber das Gespräch des Kaisers mit Herrn Holtfeuer erhält das „B. Fr.-Bl.“ nach Angaben des Hoteliers selbst aus Teplitz

folgende Mittheilung: „Am 8. August, Mittags 1 $\frac{1}{2}$ Uhr, fand die Audienz des Genannten bei Sr. Majestät dem Kaiser im Park statt. Graf Perponcher stellte ihn dem Kaiser vor. Es war ein ergreifender Augenblick, als Holtfeuer den auf ihm ruhenden, wohlwollend milden Blicken Kaiser Wilhelm's sich gegenüber wusste; seine Augen füllten sich mit Thränen. Se. Majestät der Kaiser liess sich nun den ganzen Vorgang nach erfolgtem Attentat erzählen. Ruhig und ohne Emphase erzählte Holtfeuer, wie er, kaum dass sich ihm die Situation in ganzer Schrecklichkeit klar aufdrängte, unwillkürlich die Treppe hinaufstürzte, um den Elenden festzuhalten, wie er mit unbegreiflicher Kraft und in einer nie gekannten Aufregung die verschlossen gewesene Thür eindrückte und, ins Zimmer stürzend, den Verbrecher bei der Gurgel packte, und wie er dann, selbst schwer verwundet, bewusstlos zusammenstürzte. Tief bewegt hörte der greise Monarch dieser Schilderung zu, drückte hierauf Herrn Holtfeuer die Rechte und sagte zu ihm: „Nun, mein lieber Holtfeuer, Sie haben für mich bluten müssen, aber ich habe für Euch Alle leiden müssen!“ Der feierliche Augenblick wurde noch erhöht, als Ihre K. Hoh. die Grossherzogin von Baden herzutrat und Herrn Holtfeuer, kaum, dass derselbe ihr vorgestellt wurde, mit Thränen in den Augen dankte und einen guten Erfolg der Cur wünschte. Holtfeuer erfreut sich der allgemeinsten Theilnahme auch in Teplitz und dürfte in diesem Augenblicke bereits unzählige Male von der Unterredung mit dem deutschen Kaiser und Allerhöchst seiner Tochter den immer neu an ihn herantretenden Neugierigen berichtet haben.“

Leipziger Tageblatt v. 14. August 1878.

15.

„In seiner Beschränktheit und Unvollkommenheit findet das Mensch-Individuum seinen Halt in der Vereinigung mit seines Gleichen. Nur vermittelt der Gemeinschaft kann das Individuum den Einfluss der äusseren Welt bis zu dem Grade überwinden, dass ihm das Erheben aus dem Zustande des thierischen Lebens zu dem eines gesitteten Daseins möglich wird. . . . Der Staat also, als das Organ, welches die Freiheit des Individuums einschränkt, ist nicht etwas an und für sich absolut Gutes, er ist nur geringeres Uebel, als das Chaos der widerstreitenden Interessen, des nackten Kampfes um das Dasein. So hat sich in der Wirthschaftslehre jene Theorie ausgebildet, die man gewöhnlich mit dem *laissez faire*, *laissez passer* bezeichnet und die, wenn auch im Gnazen und Grossen aus der ernsten Wissenschaft verwiesen, ihre Spuren noch in vielen Punkten in derselben hinterlassen hat. — Ich bin in Warschau 1853, 6. Juni geboren, 1869 begab ich mich nach Wien, wo ich als Hörer inscribirt wurde und habe daselbst theils medicinische, theils historisch-literarische Studien betrieben; 1872 im Sommersemester setzte ich meine medicinischen Studien an der Züricher Universität fort, woran ich leider schon im August, durch eine unglückliche Krankheit meines Augenlichtes fast vollständig beraubt, verhindert wurde. . . . Im October 1873 begab ich mich nach

Leipzig, derartig wieder gesund, dass ich ohne fremde Hülfe mich bewegen konnte, doch des Vermögens, lesen und schreiben zu können, vollständig entbehrend. Ich inscribirte mich daselbst in die philosophische Facultät und beschäftigte mich hauptsächlich bis zum Augenblick mit national-ökonomischen Studien, welche ich nur mit Hülfe von Vorlesern und Schreibern betreiben konnte. . . . Leipzig, im Juli 1876.“

Simon Glattstern,

Verhafteter Schwindler und promovirter Doctor der Universität zu Leipzig.

„Die Steuer vom Einkommen.“

(Doctor-Dissertation.)

16.

„Leipzig, 30. Januar. Am heutigen Abend sind zwei Beamte des hiesigen königl. Landgerichts nach Monaco abgereist, um einen dort zur Haft gebrachten Dr. Glattstern, welcher von hier aus wegen verschiedener unehrenhafter Handlungen verfolgt wird, in Empfang zu nehmen und hierher zu bringen.“

Leipziger Tageblatt 31. Jan. 1880. 4. Beilage.

„Leipzig, 6. Februar. Am heutigen Morgen sind die beiden Beamten des hiesigen königl. Landgerichts, welche nach Manaco abgeschickt worden waren, um den dort verhafteten Dr. Glattstern in Empfang zu nehmen, mit dem Arrestaten glücklich hier angekommen. Letzterer ist hier vorläufig in der königl. Gefangenen-Anstalt untergebracht worden.“

Leipziger Tageblatt 7. Febr. 1880. 3. Beilage.

„Chemnitz, 4. Februar. Der Schwindler Dr. Glattstern, welcher auf Veranlassung der Leipziger Staatsanwaltschaft jüngst in Monaco verhaftet wurde, dürfte vielleicht identisch mit einem Studenten gleichen Namens sein, der zu Anfang der siebziger Jahre in Zürich von sich reden machte. Dort studirte eine Zeit lang ein gewisser Glattstern, angeblich aus Polen gebürtig, welcher in Zürich mit zwei jungen reichen Amerikanerinnen, die mit ihrer Tante den Continent bereisten, bekannt wurde. Die Folge war, dass er sich in eine derselben rasend verliebte. Ob die junge Dame, die als Kokette in der ganzen Stadt bekannt war, ihn zu dieser Leibe aufgemuntert hat, weiss ich nicht, es ist aber bei dem Charakter derselben wohl wahrscheinlich. Genug, Glattstern war bis über die Ohren in die junge Dame verliebt, und da dieselbe fortfuhr, auch andere junge Männer zu begünstigen, so ward er von der schrecklichsten Eifersucht gepeinigt. Eines Tages unternahmen die beiden Amerikanerinnen in Begleitung ihrer Tante und mehrerer Herren einen Ausflug nach Luzern und von dort nach Waeggis, von wo sie sich zu Fuss nach Brunnen begeben wollten. Auf diesem letzteren Wege nun trat Glattstern, der, von dem Ausfluge unterrichtet, der Gesellschaft heimlich gefolgt war, in ganz verwildertem Zustande auf letztere zu und begehrte die erwähnte junge Dame zu sprechen. Die Herren wollten Diesem zwar wehren, allein die Dame bewilligte selbst

die gewünschte Unterredung, nachdem Glattstern ihr einige leise Worte zugeflüstert hatte, und bat ihre Begleiter, inzwischen voran zu gehen. Kaum waren Letztere jedoch einige Schritte entfernt, als sie zwei Schüsse fallen hörten: Glattstern hatte seine Geliebte und dann sich selbst zu tödten versucht. Zum Glück war ihm Dies nicht gelungen; die Dame war nur leicht, er schwerer verletzt. Glattstern wurde verhaftet, auf Verwendung der jungen Dame aber bald wieder freigelassen. Kurze Zeit darauf war er von Zürich verschwunden. Auch die beiden Amerikanerinnen verliessen so schnell wie möglich diese gastliche Stadt, in welcher sie so unliebsam Gegenstand des Tagesgesprächs geworden waren. — Wie gesagt, liegt die Vermuthung nahe, dass der Abenteurer von damals identisch mit dem jetzigen Schwindler ist.“

Leipziger Tageblatt 7. Febr. 1880. 3. Beil.

„Ueber die Verhältnisse des in Monaco verhafteten Dr. Glattstern wird uns noch mitgetheilt: Glattstern ist in Warschau geboren und mosaischen Glaubens. Er ist nach Leipzig bereits 1873 im Wintersemester gekommen. Ueber sein Vorleben erzählt man in gut unterrichteten Kreisen Folgendes. Als er in Zürich Medicin studirte, hat er mit einer Amerikanerin ein Liebesverhältniss angeknüpft. Ein Verdacht gegen die Treue seiner Geliebten veranlasste ihn zu einem Mord- und Selbstmordversuch. Der Dame soll er eine Kugel durch den Hals gejagt haben, er selbst schoss sich in den Kopf. Die Dame genas und auch Glattstern ist hergestellt worden, aber ausser einer Narbe an der linken Seite der Stirn ist er durch eine fast vollständige Erblindung gestraft worden. Die schweizerischen Gerichte haben ihn freigesprochen. — In Leipzig studirte er Volkswirthschaft, betheiligte sich lebhaft an allen möglichen studentischen Versammlungen und zeichnete sich entschieden durch Wissen und Begabung aus. Aber trotz seines Doctortitels, den er 1876 erwarb, wurde er von der Mehrheit seiner Commilitonen sehr ungern gesehen und musste sich schliesslich gegen seinen Willen aus diesen Kreisen zurückziehen.“

Leipziger Tageblatt 5. Febr. 1880. 1. Beil.

„Die „Dresdner Zeitung“ theilt über den auf Requisition der Leipziger Staatsanwaltschaft in Monaco verhafteten Dr. Glattstern Folgendes mit: Glattstern, der von Geburt Pole sein soll, tauchte im Jahre 1876 zuerst in Leipzig auf, wo er mit Erfolg zum Dr. phil. promovirte, damals durchaus zurückgezogen lebte und nach erlangter Würde bald wieder abreiste. Doch musste ihm Leipzig ganz besonders gefallen haben, denn vor länger als einem Jahre kehrte er wieder dorthin zurück und fing nunmehr an, von sich reden zu machen. In dem aristokratischen Stadttheil, an einer der belebtesten Strassen Leipzigs, miethete er eine grosse Wohnung, richtete dieselbe auf das Eleganteste und Comfortabelste ein und war binnen Kurzem in den exklusiven Kreisen Leipzigs ein gern gesehener Gast. An und für sich nicht hübsch, ist Glattstern doch vom Scheitel bis zur Sohle ein vollendeter Weltmann, äusserst belesen und Damen gegenüber von bezaubernder Liebenswürdigkeit. So kam es denn, dass ihm die Tochter eines

hohen Beamten ihr Herz schenkte, und bald war in der ganzen Stadt die Verlobung dieser Beiden nur noch ein öffentliches Geheimniss. Hatte nun Glattstern bis dahin im Geheimen schon ziemliche Schulden contrahirt, so genoss er jetzt in Aussicht auf seine entschieden glänzende Heirath überall einen weiteren Credit, und nur so erklärt es sich, dass ihm sein Hauswirth z. B. allein 2000 Mark lieh. Doch der Spruch Montecuculi's schien auch das tägliche Gebet Glattstern's zu sein, der, als ihm das Borgen anfang, Schwierigkeiten zu machen, nunmehr, um Geld zu schaffen, zu verwerflichen Mitteln seine Zuflucht nahm. So veranstaltete er u. A. in seinen Kreisen für eine arme Familie, deren Ernährer wahnsinnig geworden ist, eine milde Sammlung, die ungefähr 1200 Mark ergab, von denen er aber nur 300 Mark ablieferte und das übrige Geld in seine Tasche steckte. Ein früher hier lebender Jurist, den er als Privatsecretär und Vorleser engagirte, musste ihm eine Caution von 1500 Mark erlegen, auf gleiche Weise prellte er einen anderen jungen Mann um 1000 Mark und verübte noch eine ganze Reihe ähnlicher Schwindeleien, die wir heute gar nicht alle aufzählen können. Kurz vor Weihnachten nun mochte Glattstern einsehen, dass er sich unmöglich noch bis zur Hochzeit würde halten können, denn eines Tages war er unter Mitnahme der werthvollen Uhr, die seinem Secretär über 1000 Mark gekostet hat, von Leipzig verschwunden. Doch der Schwindler soll seinem Schicksale nicht entgehen, denn, wie bereits erwähnt, wurde Glattstern in Monaco verhaftet und ist in Begleitung von zwei Polizeibeamten bereits auf dem Wege nach Leipzig, wo seiner die wohlverdiente Strafe harret.“

Leipziger Tageblatt 4. Febr. 80. 1. Beil.

Process gegen Dr. phil. Simon Glattstern.

* „Leipzig, 12. Mai. Die Physiognomie des grossen Verhandlungssaales im Königl. Landgericht war heute eine von der Regel abweichende, denn nicht allein die für ein gewählteres Publikum reservirten Galerien, sondern auch das Parterre des Saales waren zeitig von einem ausnahmslos den besseren Ständen angehörenden Auditorium dicht besetzt, so dass später Kommende Zutritt nicht zu erlangen vermochten.

Nach Allem, was man bisher von den Thaten und Abenteuern des Angeklagten vernommen, hätte man sich Denselben als einen modernen Don Juan vorstellen können; indessen der Mann, der kurz nach halb 9 Uhr in die Anklagebank geführt wurde, hatte in seinem äusseren Wesen durchaus nichts Bestrickendes. Dr. Glattstern ist von mittlerer Statur und leidet an einer so bedeutenden Augenschwäche, dass er die gelegentlich der Verhandlung zur Vorlesung gebrachten Schriftstücke nicht prüfen konnte.

Glattstern, am 6. Juni 1853 in Warschau als der Sohn eines dortigen Kaufmanns und Schriftstellers geboren und auch dort erzogen, hatte Gymnasialbildung genossen, ursprünglich Medicin und nachmals Volkswirthschaft studirt und von der philosophischen Facultät der hiesigen Universität

die Doctorwürde erlangt. Die Generalfragen über Confession, Vermögen und Vorbestrafungen beantwortete der Angeklagte dahin, dass er Israelit sei, Vermögen weder besitze noch zu erwarten habe und nur einmal und zwar von einer Behörde in der Schweiz wegen versuchter Tödtung eines Einwilligenden zur Untersuchung gezogen, nicht aber bestraft worden sei.

Die Anklagepunkte, auf welche sich Glattstern zu verantworten hatte, sind folgende: In sechs verschiedenen Fällen hatte der Angeklagte Anzeigen in grösseren Blättern des Inhalts erlassen: „Gesucht wird ein jüngerer Mann für den Posten eines Privat-Secretairs und Vorlesers mit 1800 *M.* Gehalt“ etc.; jede dieser Anzeigen enthielt indessen die Bedingung, dass die Reflectanten cautionsfähige Leute sein müssten; und da fanden sich denn nach einander ein Dr. jur. Wiem, Rob. Oelze, v. Jahn, O. Hörnig, H. Eckstein und O. Fehrmann. Die Zeit der Engagements fällt in die zweite Hälfte des vorigen Jahres, und an einen jeden dieser Leute hatte Glattstern die Forderung gestellt, 3000 *M.* Caution zu hinterlegen, welche wiederum zur Garantie für eine Conventionalstrafe von 1000 *M.* gelten sollten, die dann fällig würde, wenn der Privatsecretär und Vorleser über die Geheimnisse des Doctors kein Stillschweigen beobachten werde.

Eine zweite Art der Anklagefälle bildeten die Vermögensschädigungen, welche Glattstern sich gegenüber den Fräulein Neumeister und Böhme schuldig gemacht, insofern er der Ersteren nach und nach etwa 5000 *M.*, der Anderen aber etwa 1000 *M.* unter nichtigem Vorwand abgelockt hatte; und endlich lag noch ein Fall der Unterschlagung einer Summe von 753 *M.* vor, die den Restbetrag des dem Glattstern aus einer milden Sammlung anvertrauten grösseren Geldbetrags bildete und von ihm in seinem eigenen Nutzen verwendet worden war.

Die Vernehmung des Angeklagten über die einzelnen Anklagepunkte nahm eine geraume Zeit in Anspruch. Im Allgemeinen gab der Angeklagte an, dass er im October 1874 nach Leipzig gekommen sei und im Anfange seines Aufenthaltes von väterlicher Seite eine Unterstützung von 50 Thlr. monatlich und einen Zuschuss zur Anschaffung von Kleidern erhalten habe. Nach dem Tode seines Vaters habe diese Unterstützung aufgehört und nur das Zusammenthun mehrerer Freunde des Verstorbenen habe es ermöglicht, dass ihm noch auf ungefähr fünf Vierteljahre hinaus eine Unterstützung von etwa dreissig Rubeln monatlich zugeflossen sei. Allein dies Alles habe nicht ausgereicht, um seinen Unterhalt bestreiten zu können, um so weniger, als er infolge seines Augenleidens einen immerhin ansehnlichen Betrag auf die Honorirung von Vorlesern und Schreibern habe verwenden müssen. Er habe nun dazu seine Zuflucht genommen, bei Geldleuten Darlehen zu wucherischen Zinsen zu erlangen, und sei auf diese Weise immer mehr in Schulden gerathen.

Im October 1875 sei er nun zu Frl. N. gezogen und eine Zeit lang auch immer im Stande gewesen, Wohnung und Beköstigung zu bezahlen; später sei er mit Frl. N., intimer geworden, namentlich auch dadurch, dass

er sich ihrer, da sie an Krampfanfällen leide, angenommen, überhaupt ihr in der Verwaltung ihres Vermögens beigestanden habe. Er habe dabei in Erfahrung gebracht, dass Frl. N. von dritten Personen ausgebeutet worden sei. Das intime Verhältniss habe sich so ausgebildet, dass er sich vorgenommen habe, Frl. N. zu beschützen; allerdings sei dabei Frl. N. von ihm über den wahren Werth ihrer Wirthschaft und der sonstigen Vermögensverhältnisse getäuscht worden. Frl. N. habe ihm dann im Juli 1879 Generalvollmacht ertheilt.

Auf Vorhalt des Herrn Präsidenten bekannte Glattstern, dass er allerdings fortwährend Darlehen aufgenommen und nicht unbeträchtliche Beträge für seine Bibliothek aufgewendet habe; Dies sei eine grosse Schwäche seinerseits gewesen, denn er habe gegen 2000 Bände zusammengekauft. Uebrigens habe er sich immer mit dem Gedanken getragen, sich in Leipzig eine sichere Existenz zu schaffen; er habe auch versucht, schriftstellerisch thätig zu sein, ohne jedoch zu einer Bedeutung gelangen zu können. Darüber seien die Jahre 1877 und 1878 hinweggegangen; im Jahre 1879 sei nun seine Lage eine solche gewesen, dass er vor der Alternative gestanden, entweder durch einen ausserordentlichen Glücksfall (im Spiel etc.) sich zu retten, oder einen Selbstmord zu begehen.

Es wurde hierauf der Angeklagte über die Anklage des Frl. N. vernommen, welche nach und nach Wechsel in der Gesamtsumme von 5000 *M.* acceptirt hatte. Die Verletzte hatte behauptet, dass sie auf jene Verbindlichkeiten lediglich deshalb eingegangen sei, weil Glattstern ihr wiederholt vorgespiegelt hatte, nach Warschau reisen und dort sein Vermögen erheben zu wollen. Der Angeklagte bestritt Dies, indem er behauptet, Frl. N. über seine Verhältnisse aufgeklärt und darauf hin auch die Zusicherung erhalten zu haben, er solle durch Frl. N. vollständig unterstützt werden. Gegen Ende 1879 habe er sie allerdings damit vertröstet, dass er einen Weg wisse, um Geld zu gewinnen; aber von seinem Vermögen habe er nicht gesprochen.

Glattstern stellte nicht in Abrede, von einer Verwandten des Frl. N. nach und nach 23 Stück Prioritäten der galizischen Karl-Ludwigsbahn im Nominalwerthe von 13,800 *M.* behufs Vollendung seiner Studien und Absolvirung des Doctor-Examens überlassen erhalten zu haben. Da jedoch bezüglich dieser Objecte eine Täuschung der Geschädigten nicht stattgefunden, so sind dieselben nicht Gegenstand der Anklage geworden; der Angeklagte hatte dieser Dame gegenüber nur immer seine vielversprechenden Unternehmungen erwähnt.

Den Betrug an Frl. Böhme, bei dem es sich um ein sächs. Staatspapier zum Nominalwerth von 1000 *M.* handelte, leugnete der Angeklagte insoweit, als er sich falscher Vorspiegelungen hinsichtlich seiner Vermögens-Verhältnisse bedient haben sollte. Frl. B. habe ihn nur für einen reichen Mann gehalten.

Zur Illustration der Manipulationen Glattstern's brachte nun der Herr Präsident zunächst einen Abschnitt aus den Acten zum Vortrag, aus

welchem sich ergab, dass auf die gerichtliche Aufforderung hin sich eine Anzahl hiesiger Gewerbtreibende gemeldet hatten, mit denen Glattstern, theils zur angeblichen Einrichtung seiner Wirthschaft, theils zu seinem Unterhalt und zur Führung eines behaglichen Lebens, Schulden in der Gesammthöhe von 2425 *M.* contrahirt hatte; hierunter finden sich vor: für Brüsseler Teppiche, Tapeten etc. 724 *M.*, für Oefen 238 *M.*, für Wein 131 *M.*, für Bouquets etc. 30 *M.*, für den Friseur 48 *M.*, für Damen-Kleiderstoffe 57 *M.*, für Herrenkleider 190 *M.* u. s. w.

Die zu mildthätigen Zwecken — für einen Anverwandten des Frl. N. — gesammelten 753 *M.* sind der Rest einer Einnahme von 1974 *M.* Ueber diesen Anklagepunct suchte sich Glattstern — der überhaupt ziemlich Viel und Vieles durcheinander sprach — durch die Bemerkung hinwegzusetzen: er habe keine Verantwortlichkeit ausser gegenüber den Schenkgebern und Schenkgeberinnen gehabt. Der Herr Präsident brachte hierzu einen Brief Glattstern's an den Verletzten zur Verlesung, dessen Inhalt dafür spricht, dass Glattstern das Geld verzinslich habe anlegen wollen. Auf den Vorhalt, dass er, der Angeklagte, diesen Ausdruck jedenfalls deshalb gewählt habe, um den Adressaten glauben zu machen, er brauche keine Angst um sein Geld zu haben, antwortete der Angeklagte: „Herr Präsident, wenn Sie Dies glauben, so kann ich Nichts dafür. Wenn ich eine Unterschlagung begangen haben soll, so ist Dies höchstens aus Fahrlässigkeit, nicht aber mit Absicht geschehen.“

Die nunmehr an die Reihe kommenden Anklagefälle — Cautions-Swindeleien — waren ziemlich gleichartiger Natur. Sie fallen grösstentheils in den Zeitraum der Monate September bis November vorigen Jahres, und nur Dr. W. war im Juli vorigen Jahres engagirt. Glattstern hatte in der Regel 3000 *M.* gefordert und 1800 *M.* Jahresgehalt in Aussicht gestellt. Dr. W. hatte nur 1500 *M.* Caution beschaffen können, und auch damit war Glattstern zufrieden gewesen.

Präs.: Zu welchem Zwecke verlangten Sie eine Caution? Angekl.: Ich habe schon seit Jahren Privatsecretäre für meine Angelegenheiten gebraucht, aber immer üble Erfahrungen gemacht.

Präs.: Nach Dem, was wir über Ihre Verhältnisse in der Verhandlung erfahren haben, war ja gar keine Caution nothwendig; aus welchem Grunde also verlangten Sie eine solche? Angekl.: Ich hatte damals gerade grössere Summen zu erwarten und alsdann hatte ja auch der Privatsecretär die Bibliothek unter sich.

Präs.: Sie haben sich dem Dr. W. gegenüber als vermögenden Mann ausgegeben und von Aussenständen gesprochen, die Sie aus Warschau zu erhalten hätten? Angekl.: Dies bestreite ich entschieden; ich habe nicht gesagt, dass ich reich, aber auch nicht, dass ich arm sei, darüber habe ich Stillschweigen beobachtet.

Präs.: Gerade in diesem Stillschweigen liegt ein dringender Verdachtsgrund.

Es folgte die Vorlesung des Engagements-Vertrags (dessen Inhalt in allen Fällen ziemlich der gleiche ist). Eine Stelle dieses Vertrages bestimmt, dass von der Caution 1000 *M* im Falle der Nichtbeachtung strengster Discretion als Conventionalstrafe für die Leipziger Armen zu verwenden seien, dass die Caution mit 6 Proc. verzinst und, bei einmonatiger Kündigung des Verhältnisses, die Rückzahlung der Caution erst zwei Monate nach der Kündigung erfolgen solle.

Präs.: Sie haben dem Dr. W. gegenüber auch noch erwähnt, Sie seien mit der Tochter eines hochgestellten Beamten verlobt und haben sich äusserst verletzt gefühlt, als Dr. W. das Anverlangen an Sie stellte, die Caution bei einem Bankhause zu deponiren? Angekl.: Bezüglich der Verlobung ist kein Wort wahr und es ist diese mir in den Mund gelegte Aeusserung vielleicht nur ein Racheact Dr. W.'s.

Weiter wurde Glattstern beschuldigt, demselben Dr. W. unter falschen Vorspiegelungen eine goldene Remontoir-Uhr nebst Kette im Werthe von 810 *M* entlockt und nur 110 *M* darauf gezahlt zu haben. Der Angeklagte leugnete auch hier das Strafbare seiner Handlungsweise, obwohl er nicht in Abrede zu stellen vermochte, dem Verletzten auch hierfür keinerlei Ersatz geleistet zu haben. Der Angeklagte bemerkte dazu, er hätte bei einem Uhrmacher eine noch weit werthvollere Uhr ohne Anzahlung und lediglich gegen Wechsel erhalten können; wenn es ihm also um die rechtswidrige Erlangung zu thun gewesen sei, so hätte er ja die letztere nehmen können und nicht erst noch 110 *M* herauszuzahlen gebraucht.

Bei dieser Gelegenheit kam die Rede auch auf die nachmalige Thätigkeit Glattstern's. Derselbe verschwand am Ausgang vorigen Jahres aus Leipzig und wurde später in Nizza ermittelt.

Präs.: Sie suchten also Ihr Glück an der Spielbank in Monaco. Haben Sie dabei gewonnen? Angekl.: Ich kann Das nicht sagen, ich habe Nichts gewonnen, aber auch Nichts verloren, ich kam mit 1300 Frs. hin und hatte den besten Willen, wieder zurückzukehren; ich hatte das Bewusstsein, immer spielen zu müssen, bis ich grosse Summen errungen, allein diese Rechnung schlug fehl. An Fr. Neumeister habe ich von dort aus 1200 *M* geschickt. Der Angeklagte fügte auf Vorhalt hinzu: Im September 1879 war ich bereits zu der Ueberzeugung gelangt, dass mein Fortkommen unmöglich sei, ich hatte den Entschluss zum Selbstmord gefasst, konnte aber aus gewissen Rücksichten nicht zur Ausführung kommen; allerdings habe ich etwas Starkes riskirt.

Präs.: Sie mussten sich also sagen, dass, wenn das Spiel nicht glückte, Sie alle die betreffenden Leute um ihr Geld gebracht hatten? Der Angeklagte blieb dabei, dass ihn stets die Hoffnung auf ein glückliches Durchkommen geleitet habe.

Ueber die andern Fälle von Cautions-Schwindeleien, verübt zum Nachtheil der bereits oben bezeichneten Leute, können wir uns hinwegsetzen, da sie, wie gesagt, sowohl in der Vorbereitung, als auch in der Ausfüh-

rung einander ziemlich gleichen; hinzuzufügen ist nur noch Folgendes: In solchen Fällen, wo Glattstern statt der Werthpapiere die Depositen-scheine der betreffenden Institute in die Hände bekam, machte er sie zu Gelde, d. h. verpfändete sie bei Geldleuten. Die betreffenden Privatsecretäre und Vorleser kamen gar nicht in die Lage, ihre Stellung anzutreten, da Glattstern allerhand nichtige Vorwände brauchte, um Zeit zu gewinnen. In dem einen Falle trieb er es so weit, dass er den Verletzten F., der bereits 2000 *M.* in Glattstern's Hände gelegt hatte, von Monaco aus zur Einsendung der auf die Cautionssumme restirenden 1000 *M.* aufforderte; glücklicher Weise hatte der Getäuschte schon an der ersten Einbusse genug, denn — und Dies möge hier erwähnt sein — es hat kein einziger der Leute Ersatz erhalten.

Der Angeklagte blieb auf Vorhalt der einzelnen Fälle dabei, dass ihn der schon oben ausgeführte Grund geleitet habe, möglichst viel und schnell Geld zu erhalten, um das letzte Mittel, d. h. sein Glück an der Spielbank zu versuchen.

Zum Schlusse der Vernehmung fragt der Herr Präsident den Angeklagten: „Sie haben in Leipzig ein ziemlich verschwenderisches Leben geführt, namentlich Schmäuse und Festlichkeiten gegeben?

Angekl.: Niemals, höchstens war ich mit zwei oder drei Bekannten zusammen.

Präs.: O nein, es sind Angaben vorhanden, wonach Sie Gelage mit Damen von zweifelhaftem Rufe gehalten haben? Angekl.: Nein, ich habe nur mässig gelebt.

Damit war die Vernehmung des Angeklagten, der sichtlich von dem Bewusstsein der Schwere des gegen ihn vorgeführten Beweismateriales gedrückt wurde, zu Ende geführt und es begann nach einer kurzen Erholungspause das Zeugenverhör, welches der Präsident mit der Erklärung einleitete, der Gerichtshof sei der Ueberzeugung, dass er angesichts der Zugeständnisse des Angeklagten die Vernehmung der Zeugen Oeltze, von Jahn, Hörnig, Eckstein und Fährmann (d. h. die fünf von Dr. Glattstern engagirten Privatsecretäre) nicht für nöthig erachte. Der Staatsanwalt und der Vertheidiger des Angeklagten erklärten sich mit diesem Beschlusse einverstanden.

Als erster Zeuge wurde vorgerufen der Kaufmann und Hausbesitzer Werner, in dessen Haus Dr. Glattstern seit 1878, zuerst als Aftermieter bei Fräulein Neumeister, dann als Inhaber einer eigenen Miethwohnung gewohnt hat. Derselbe beziffert sein Guthaben an Glattstern auf 2400 *M.*, die sich aus baaren Darlehen, für die sich Frl. Neumeister mit verbürgt, und fälligen Miethbeträgen, für die der Beklagte aufzukommen hatte, da er die Cassenverwaltung des Fräulein N. führte, zusammensetzen, und auf 600 *M.*, für welche der Zeuge bei einer hiesigen Creditbank Bürgschaft geleistet. Die Frage, ob er glaube, dass Fräulein Neumeister ihre Gelder aus gutem Herzen dem Angeklagten ausgeliefert bez. die Verbindlichkeiten für denselben auf sich genommen, oder ob er vielmehr annehme,

dass sie getäuscht worden, glaubt der Zeuge nicht mit Sicherheit beantworten zu können. Die weitere Frage, ob sich ihm direct gegenüber Glattstern für einen vermögenden Mann ausgegeben, beantwortete er mit Nein, er corrigirt sich aber wesentlich, nachdem ihm die seinerseits in der Voruntersuchung gemachte Aussage vorgehalten wird. Zeuge räumt nunmehr ein, dass Glattstern zu ihm gesagt, er habe 9000 *M* jährliche Revenuen, er sei von Jugend auf gewöhnt, mit viel Geld umzugehen, unter 10 *M* in der Tasche gehe er nie aus (Heiterkeit im Publikum), und er fügt ferner bestimmt hinzu, dass Glattstern ihn mehrere Male gefragt, ob er ihm nicht sein Haus verkaufen wolle. Nach des Zeugen weiteren Erklärungen hat der Angeklagte, nachdem er eine Parterre-Wohnung bei ihm Mitte 1879 gemiethet, die alten Oefen herausreissen und neue einsetzen, den grössten Theil der Wohnung neu tapezieren lassen etc.

Der Angeklagte bestreitet, dass er dem Zeugen gegenüber gesagt, er habe 9000 *M* jährliche Einnahmen, der Zeuge Werner bleibt aber fest bei seiner Aussage bestehen und bemerkt ergänzend, dass der Angeklagte ihn noch ausdrücklich aufgefordert habe, er solle über seine, Glattstern's, Verhältnisse Erkundigungen beim Oberpostdirector Peterssohn einziehen, Der wisse Alles. Die gebrauchte Redensart: „unter 10 *M* in der Tasche pflege er nie auszugehen“, führt der Angeklagte auf einen „Scherz“ zurück.

Zeuge Pianofortefabrikant Wanckel ist durch Fräulein Neumeister, die in seinem Hause aus- und einging, mit dem Angeklagten bekannt geworden und giebt Folgendes an: Glattstern kam eines Tages zu mir und theilte mir mit, dass ein früherer polnischer Student, der bei Fräulein Neumeister gewohnt und zur Zeit an einer landwirthschaftlichen Lehranstalt in Polen eine Stelle bekleide, auf einer Reise in Deutschland erkrankt in Lippspringe liegen geblieben sei und rasch einiger finanziellen Mittel bedürfe. Er, Glattstern sei augenblicklich nicht in der Lage, dieselben aus eigenen Mitteln zu beschaffen, und er bat nun mich, 300 *M* auf kurze Zeit vorzustrecken, welche ich ihm, da ich den Student kennen gelernt, gab. Einige Zeit darauf kam Glattstern nochmals zu mir und stellte mir vor, er habe einen Ehrenwechsel zu bezahlen und es fehlten ihm 1200 *M* dazu, die ich ihm leihen solle. Ich hatte dazu keine Neigung, liess mich endlich aber unter der Bedingung verleiten, dass er mir als Sicherheit sein Mobiliar bez. seine Bibliothek verpfänden oder verkaufen möge. Dass ich auf Glattstern's Ersuchen einging, daran hatte wesentlich ein polnischer Student, von Exner, der immer in der Gesellschaft Glattstern's war, schuld, denn er beschwichtigte alle meine Bedenken mit dem Bemerken: „Sie brauchen keine Sorge zu haben“. Dann ist Glattstern noch einmal gekommen und hat sich 300 *M* von mir erborgt, auf die ich 100 *M* zurückempfangen, so dass er mir im Ganzen 1700 *M* schuldet. Die Sicherheit, die ich durch die Bibliothek hatte, ist sehr bedeutend dadurch geschmälert, dass Glattstern, ehe ich auf letztere Beschlagnahme legen konnte, eine Menge werthvoller Werke aus derselben an den Buchhändler Lorentz hier verkauft hatte, und in Betreff der

Mobilien stellte sich heraus, dass dieselben zum Theil Eigenthum des Frl. Neumeister waren. In letzterer Beziehung will der Zeuge nicht behaupten, dass Glattstern ihn absichtlich getäuscht habe, erklärt jedoch im Uebrigen, dass das ganze Auftreten desselben den Schein habe erwecken müssen, als ob er ein reicher Mann sei, dem es auf 100 Thlr. nicht ankomme; für seine wahren Verhältnisse habe er auf zu grossem Fusse gelebt. Nachdem der Zeuge bezüglich der 700 *M.*, die Glattstern aus einer für die Familie des kranken Bruders der Neumeister unternommenen Sammlung an sich behalten, das angegeben, was schon aus der Vernehmung des Angeklagten hervorgegangen, beantwortet er eine vom Präsidenten an ihn ausdrücklich gestellte Frage dahin, dass Glattstern ihm gegenüber allerdings Aeusserungen gethan, die darauf schliessen liessen, dass er nach Russland reisen wolle, um dort sein Vermögen zu heben, und er beharrt trotz des Widerspruches des Angeklagten bei dieser seiner Aussage.

Zeugin Fräulein Böhme, die ihre Erklärungen mit sehr leiser Stimme abgibt, bemerkt, der Angeklagte habe unter dem Vorgeben, er gelange in der nächsten Zeit in Besitz seines Geldes und er werde sich dann sofort in Leipzig ansässig machen, die Summe von 1500 *M.* von ihr entliehen und zwar nur, wie er sich ausgedrückt, auf ein paar Tage. Sie bekomme das Geld heute noch, der Angeklagte habe sie auf ihr öfteres Mahnen von einem Tage zum andern vertröstet. Der Angeklagte widerstreitet der Angabe, dass er die Zeugin in den Glauben versetzt, er sei ein vermögender Mann, diese bleibt aber bei ihrer Aussage allenthalben stehen.

Zeuge Seidel, welcher über die Art und Weise, wie er in Beziehungen zu dem Angeklagten getreten, erklärt, er habe früher „Geldgeschäfte“ gemacht, von denen er sich jetzt fern halte, und kenne denselben schon seit einigen Jahren, bemerkt, Glattstern habe ihm eines Tages einen Depositenschein über ein bei der Leipziger Bank hinterlegtes Depositum von 2000 *M.* gebracht und darauf ein Darlehen verlangt. Nachdem Glattstern ausdrücklich versichert und zwar schriftlich, dass der Einleger des Depositums (es war das einer der fünf vom Beklagten engagierten Privatsecretäre) mit der Beleihung einverstanden sei, habe er dem Glattstern ein Darlehen von erst 750 *M.* und dann nochmals 150 *M.* auf zwei Monate bewilligt. Auf die Frage, wie hoch die Zinsen sich belaufen, die Glattstern gezahlt, antwortet der Zeuge etwas zögernd, derselbe habe „freiwillig“ sich zur Zurückerstattung einer Summe von 1000 *M.* verstanden, so dass also, wie der Präsident constatirt, 60 Procent Zinsen gezahlt worden sind, welche Thatsache im Publicum einige Bewegung hervorruft, die wir nicht gerade als sehr schmeichelhaft für den Darleiher auslegen möchten. Der Angeklagte verwahrt sich seinerseits, dass er die betreffenden Zinsen „freiwillig“ gezahlt habe. Zeuge giebt seinen erlittenen Verlust auf 900 *M.* an, da er nach Lage der Sache es für gut befunden, den Depositenschein wieder herauszugeben.

Der Präsident des Gerichtshofes theilt mit, dass der Aufenthaltsort des Belastungszeugen Dr. Wiem nicht zu ermitteln gewesen, und es werden daher die zu den Voruntersuchungsacten abgegebenen Aussagen desselben zum Vortrage gebracht. Dieselben lauten sehr gravirend für den Angeklagten. Danach hat Glattstern die grössten Anstrengungen gemacht, um die von Dr. Wiem zu hinterlegende Caution im Betrage von 1500 Mark in seine eigenen Hände zu bekommen, anstatt dass sie, wie Dr. Wiem wollte, bei einer Bank deponirt wurden, Anstrengungen, die zu dem von Glattstern gewünschten Ziele führten. Derselbe hat Dr. Wiem gegenüber sich für einen vermögenden Mann und für den Verlobten des Fräuleins Peterssohn ausgegeben, auch ihn schliesslich unter allerhand Vorgebungen dazu überredet, ihm die bereits erwähnte kostbare goldene Remontoiruhr mit goldener Kette auf Credit zu verkaufen. Dr. Wiem erklärte ferner in der Voruntersuchung, er sei von Glattstern niemals als Privatsecretär ordentlich beschäftigt gewesen; derselbe verreiste immer und ganze Wochen lang war er nicht zu Hause. Der Angeklagte bestreitet entschieden die Richtigkeit der von Dr. Wiem gemachten Aussagen und bemerkt, sie seien lediglich eine „absichtlich zusammengestellte Böswilligkeit“.

Es erübrigt nun noch die Vernehmung der Zeugin Fräulein Neumeister, welche unter Ueberreichung eines ärztlichen Zeugnisses dem Gericht mitgetheilt hat, dass sie erkrankt und nicht im Stande sei, im Gerichtssaale zu erscheinen. Der Gerichtshof beschliesst in Berücksichtigung der Erheblichkeit der Aussagen dieser Zeugin, den Versuch zu machen, dieselbe commissarisch in ihrer Wohnung unter Zuziehung des Angeklagten vernehmen zu lassen, und es soll diese Vernehmung am Donnerstag Vormittag stattfinden, worauf am Nachmittag die Gerichtsverhandlung zu Ende geführt werden wird.

* Leipzig, 13. Mai. Unter fast noch bedeutenderem Andrang des Publikums wurde am heutigen Nachmittag die Verhandlung gegen Dr. Simon Glattstern wieder aufgenommen.

Wir schicken voraus, dass der Gerichtshof aus den Herren Kammer-Director Rein, Landgerichtsräthen Justizrath v. Bose, Sachsse und Obenaus und Hilfsrichter Divisions-Auditeur Dr. Pechwell zusammengesetzt war. (Als Gerichtsschreiber fungirte Herr Referendar Kroker.)

Der Herr Präsident machte zunächst bekannt, dass am heutigen Vormittag die commissarische Befragung des Frl. Neumeister versucht, dass die Dame indessen von Krämpfen befallen worden sei und dass zunächst Entschliessung über event. Vertagung oder Fortsetzung der Verhandlung zu fassen sein werde.

Herr Landgerichtsrath Hahn, als Vertreter der königlichen Staatsanwaltschaft, beantragte, die Verhandlung zu Ende zu führen, da er von einer Aufschiebung mit Rücksicht auf den anhaltenden Krankheitszustand des Frl. Neumeister sich keinerlei Resultat verspreche, und daraus eine Aufschiebung ohne Ende folgen dürfte.

Die Vertheidigung, Herr Rechtsanwalt Freytag I., war mit der Staatsanwaltschaft einverstanden und auch der Gerichtshof schloss sich dieser Ansicht an.

Es erhielt hiernach, und da die Beweismittelliste erschöpft war, Herr Landgerichtsrath Hahn das Wort zum Schlussvortrag. Der Vertreter der kgl. Staatsanwaltschaft hielt für erwiesen, dass sich der Angeklagte eines achtfachen Betrugs schuldig gemacht, insofern er das Vermögen des Dr. Wiem, Fehrmann's, Hörnig's, von Jahn's, Oelze's, Eckstein's, Seidel's und des Frl. Böhm in der bereits besprochenen Weise beschädigt habe und zwar dadurch, dass er in den genannten Verletzten einen Irrthum erregte, indem er sich unter Verschweigung seiner finanziellen Nothlage durch sein Auftreten und Leben den Anschein eines vermögenden, ja wohl reichen Mannes gab. Gegenüber den als Privat-Secretäre engagirten Leuten habe der Angeklagte auch noch den Irrthum erregt, dass er einen schriftlichen Anstellungs-Contract abfasste und unterzeichnete, obschon es dem Angeklagten an dem guten Willen zum Zustandekommen gebrach.

Der Betrug gegenüber Frl. Böhme sei in der falschen Vorspiegelung zu finden, dass das Darlehn nur dazu habe dienen sollen, eine Bürgschaft zu begleichen, die Glattstern in Dresden übernommen gehabt, und was den Seidel'schen Fall anlangt, so sei erwiesen, dass er dem Verletzten einen von Hörnig ihm übergebenen Depositenschein übergeben, indessen verschwiegen habe, dass es bei der Erhebung des Geldes (Seidel hatte Glattstern auf das Papier hin 900 *M.* geliehen) einer Mitwirkung des Deponenten Hörnig bedürfe, zu welcher sich der ohnehin beschädigte Hörnig nimmermehr entschlossen haben würde.

Uebrigens halte er dafür, dass hier das fortgesetzte Verbrechen des Betrugs vorliege und dass diese Handlungen der Ausfluss eines und desselben Willens seien; er stütze seine Ansicht darauf, dass der Angeklagte erwiesenermassen den Entschluss gefasst, sein wüstes Leben fortzusetzen.

Die Ergebnisse der Verhandlung in dem Fall Neumeister dagegen seien nicht dazu angethan, den Einwand des Angeklagten, dass er sich falscher Vorspiegelungen nicht bedient habe, zu widerlegen. Er habe vielmehr die Ueberzeugung gewinnen müssen, dass Frl. Neumeister eine gutmüthige, leicht zu lenkende Person gewesen, welche über die Vorgänge keine genügende Auskunft werde geben können, und selbst bei einer belastenden Aussage werde, mit Rücksicht eben auf den persönlichen Zustand der Genannten, eine genügende Ueberführung Glattstern's kaum zu ermöglichen sein.

Was endlich die Unterschlagung der 753 *M.*, des Restes der Sammlung für einen milden Zweck, anlange, so seien die Geständnisse des Angeklagten in dieser Beziehung geeignet, den Verbrechensbegriff vollständig zu decken.

Was die Strafausmessung anlange, so habe er dem Gerichtshof anheimzugeben, wie es nicht aus der Luft gegriffen sei, dass der Angeklagte ein wüstes Leben geführt habe. Er, der Vertreter der Staatsanwaltschaft,

habe bei der heutigen Expedition in der Wohnung des Frl. Neumeister Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, dass es dem Angeklagten schlechterdings unmöglich gewesen sein würde, solche wahrhaft unsinnigen Ausgaben mit seinem eigenen Gelde zu bestreiten und zu leben wie ein indischer Nabob. Hierzu habe es dem Angeklagten an der Berechtigung gefehlt und sein an den Tag gelegtes scheinheiliges Benehmen vermöge ihm nicht zur Entschuldigung zu gereichen.

Herr Rechtsanwalt Freytag I. gab unumwunden zu, dass der Angeklagte sich hinsichtlich jener Cautions-Manipulationen strafgesetzlich verantwortlich gemacht habe; indessen man irre, wenn man glaube, Glattstern unter jene Hochstapler zählen zu sollen, die darauf ausgehen, von Stadt zu Stadt zu ziehen und Diejenigen, die sie treffen, auszusaugen, wenn er auch nicht verkenne, dass der Angeklagte schon sehr nahe daran war, diesen Weg zu betreten.

Der Herr Vertheidiger entwarf nun nochmals in kurzen Zügen ein Bild von der Herkunft, der Erziehung und der Lebensweise des Angeklagten, der von Hause aus daran gewöhnt worden, Ansprüche an das Leben zu machen, der aber auch eifrig bemüht gewesen, durch schriftstellerische Thätigkeit die Mittel zur Fortsetzung des guten Lebens zu beschaffen. Wenn von intimen Beziehungen seines Defendenden zu Frl. Neumeister gesprochen worden sei, so halte er den Augenblick für geeignet, den hierüber im Publicum verbreiteten falschen Meinungen zur Ehre der Dame mit der ernstesten Versicherung zu begegnen, dass auch kein Schatten auf der Dame laste und dass dieses Verhältniss mehr als ein wirkliches Freundschaftsbündniss nicht gewesen.

Im weiteren Verlauf seiner Vertheidigungsrede betonte Herr Rechtsanwalt Freytag, dass dem Angeklagten, sich einen Vorleser zu halten, so nothwendig gewesen wie das tägliche Brod und die Wohnung, und er bestreitet, dass sein Defendend ein wüstes Leben geführt; derselbe habe sich eben nur anständige Möbel und eine werthvolle Bibliothek angeschafft; es sei Dies, mit Rücksicht auf seine beschränkten Mittel, allerdings unrecht, aber Dies sei auch nur die einzige Ausgabe gewesen, und ein verschwenderisches Leben habe Glattstern darum nocht nicht geführt.

Der Angeklagte habe gesehen, dass das Haus in nächster Zeit zusammenstürzen müsse; es war ihm unmöglich, die Schulden und Wucherszinsen zu zahlen, dazu kam seine Blindheit und was sei ihm nun übrig geblieben? Er habe keinen Selbstmord begehen wollen, den er schon einmal auszuführen versucht; da sei ihm der Gedanke gekommen, in Monaco sein Glück zu versuchen. Glattstern, der kein Spieler war, ja der noch kein Roulette gesehen, habe sich in den Gedanken hineingelebt, und wie der Ertrinkende nach dem Strohalm greife, so habe Glattstern seine einzige Rettung im Spiel, in Monaco gesucht; in ihm habe es fest gestanden, dass er gewinnen müsse. Um nun aber die Geldmittel zu erlangen, sei er schliesslich zu jenen Betrügereien verschritten.

Auf die Fälle selbst eingehend, so gab der Herr Vertheidiger den Seidel'schen Fall der Beurtheilung des Gerichtshofes anheim; was den Neumeister'schen Fall anlange, so pflichte er der staatsanwaltschaftlichen Auffassung bei, und hinsichtlich des Böhm'schen Falles seien zwar Versprechungen gegeben, nimmermehr aber falsche Thatsachen vorgespiegelt worden, ebenso wenig liege in dem Gebahren Glattstern's gegenüber dem Dr. Wiem ein Betrug, nicht minder sei die Unterschlagung der 753 *M* als solche unerwiesen geblieben und so beantrage er nur Bestrafung wegen des noch übrig bleibenden Betrugs in den Cautionsfällen mit Oelze und Genossen, bitte aber, die schon vorhin zu Gunsten Glattstern's sprechenden Momente bei Abmessung der Strafe nicht unberücksichtigt lassen zu wollen.

Der Gerichtshof zog sich, nachdem Glattstern die Schlussfrage, ob er selbst noch Etwas zu seiner Vertheidigung vorzubringen habe, verneint hatte, zurück. Nach anderthalbstündiger Berathung wurde das Urtheil verkündigt, durch welches Glattstern wegen Betrugs und Unterschlagung zu acht Jahren Gefängniss und fünf Jahren Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt, auf die Strafe jedoch ein Zeitraum von zwei Monaten als durch die Untersuchungshaft verbüsst erachtet wurde; nur hinsichtlich des Betrugs gegenüber Frl. Neumeister wurde der Angeklagte freigesprochen.“

Leipziger Tageblatt v. 13. u. 14. Mai 1880.

„† Dresden, 12. Mai. Nach anhergeschehener polizeilicher Mittheilung befindet sich in Kassel ein jüdischer Lehrer in Untersuchung, welcher das Betteln seit einiger Zeit mittelst Bettelbriefe und unter betrügerischen Vorspiegelungen in grossartigem Umfange betrieben hat. Es ist festgestellt worden, dass derselbe vom 1. Januar 1879 bis zum 28. März d. J. allein durch Postanweisungen die Summe von 5608 *M* 13 *S* erhalten und auch von Dresden Geldbeträge eingesendet bekommen hat. Es soll jetzt ermittelt werden, von wem dieselben herrühren, um die gebrauchten betrügerischen Angaben ans Tageslicht zu ziehen.“

Leipziger Tageblatt v. 13. Mai 1880. 4. Beilage.

17.

„Die königliche Universität zu Greifswald hat in Veranlassung der glücklichen Genesung und Rückkehr Seiner Majestät des Kaisers folgende Adresse an denselben erlassen:

„„In tiefer Ehrfurcht und bewegt von dem innigsten Dankgefühle nahen Ew. Majestät die treuehorsaamst unterzeichneten Rektor und Concil Allerhöchst Ihrer Universität Greifswald. Die gnädige Fügung der göttlichen Vorsehung hat Ew. Majestät getreuen Unterthanen das Glück gewährt, den über Alles geliebten Herrscher in neu gekräftigter Gesundheit in ihre Mitte zurückkehren zu sehen: geheilt sind die Wunden, welche die tückische Hand des elenden Mörders geschlagen. Aber nicht so schnell kann die schmerzliche Wunde vernarben, welche tief das Herz des Volkes getroffen: Das Gedächtniss der feigen Frevelthaten

mischt neue Bitterkeit in die Freude über Ew. Majestät Genesung: mit Grauen erfasst uns die Erinnerung an die Möglichkeit, dass finstere Gewalten es wagen durften, den glanzvollen Frieden, der Ew. Majestät Lebensabend verklärt, zu zerstören. Die erschütternde Wahrnehmung, dass diejenige wissenschaftliche Arbeit, welche nur den Verstand des Menschen schult, seine Seele nicht zur Sittlichkeit zu erläutern vermag, sie wird und soll den Universitäten eine unvergessbare Mahnung sein zu tieferer Erfassung der ihnen zugewiesenen Aufgabe: Das geloben Ew. Majestät treu gehorsamste Rektor und Concil.“

Greifswald, am 5. Dezember 1878.““

Darauf hat Se. Majestät mit folgendem Erlass vom 18. d. M. geantwortet:

„Mit Befriedigung habe Ich die Mir vom Rektor und Concil der Universität Greifswald am 5. d. M. zu Meiner Genesung und Rückkehr nach Berlin gewidmete Adresse entgegengenommen. Für Ihre Theilnahme dankend, hat Mir Ihre Auffassung zu hoher Befriedigung gereicht, aus der Wahrnehmung, dass die wissenschaftliche Bildung des Verstandes allein nicht die sittliche Läuterung des Menschen zur Folge habe, Veranlassung zu nehmen, die Aufgabe der Universität tiefer zu erfassen. Voll Vertrauen auf Ihr hierauf gerichtetes Streben, kann Ich nur wünschen, dass die darin liegende Erkenntniss sich zum Gemeingut aller Kreise wissenschaftlicher Thätigkeit gestalten möge. Dann wird Ihre Mahnung sich zu einem wirksamen Mittel erweitern, die Nation wieder zu einer Denk- und Empfindungsweise zu erheben, welche allein den würdigen Ausgleich für manche in unseren Tagen nur allzu offen hervortretende verderbliche Irrung gewähren kann.

Berlin, den 18. Dezember 1878.

Wilhelm.

An den Rektor und Concil der Universität Greifswald““.

„Die Post“ v. 25. December 1878.

18.

„Das Lob der Revolution,

welches Herr Dr. Virchow im Abgeordnetenhouse gesungen, ragt in seiner Einwirkung auf die öffentliche Meinung und die politische Gesinnung so weit über alle anderen Ereignisse der Session hervor, dass man, wollend oder nicht, immer wieder darauf zurückkommt.

Es ist ein Zeichen von grossem Muth, den zu ehren wir auch bei unseren Gegnern stets bereit sind, wenn ein fortschrittliches Blatt, wie die Volkszeitung, ihrer Vergangenheit getreu, den Parteigenossen ehrlich vertheidigt, den gewisse radikale Theater-Brutusse im Stiche lassen; aber bei aller Achtung gegen eine solche Ueberzeugungstreue würde es doch ein Verrath gegen unsere Sache sein, wenn wir die Aeusserungen des Herrn Dr. Virchow irgendwie schneller, als es in der Folge der Ereignisse unvermeidlich ist, der Vergessenheit übergeben lassen wollten.

Dass Herr Dr. Virchow eine grosse Unklugheit begangen hat, wird von allen ihm befreundeten Organen mit rührender Uebereinstimmung

anerkannt. Leider führt diese Uebereinstimmung nicht zu dem Schlusse, dass Herr Dr. Virchow bei dieser Gelegenheit sich ganz ebenso gezeigt hat, wie in seiner gesammten öffentlichen Laufbahn. Der Verfall der Fortschrittspartei ist zum grossen Theil sein Werk, womit wir allerdings in keiner Weise das Verdienst des Herrn Eugen Richter um das gleiche Ziel schmälern wollen. Herr Dr. Virchow ist ohne Zweifel ein Politiker; nur ein solcher, von dem seine Freunde und Anhänger später werden sagen können, dass ihn der liebe Gott in seinem Zorne dazu gemacht habe. In der ganzen Geschichte wird man wenig Personen aufweisen können, welche mit gleicher Konsequenz und mit gleicher Erfolglosigkeit einer nothwendigen Entwicklung sich entgegengestemmt haben, wie Herr Dr. Virchow.

Es ist ein recht geschickter Griff, wenn die fortschrittliche Vertheidigung für Herrn Dr. Virchow jetzt seinen unglücklichen Ausdruck in den Hintergrund zu stellen sucht, und dafür die wohlthätigen Folgen der Revolution von 1848 in den Vordergrund stellt. . . .

Selbst das Ideal der Liberalen, die grosse französische Revolution von 1789, ist durch gewissenhafte Geschichtsforscher ihres Nimbus vollständig entkleidet. Es war keineswegs nöthig, dass man knietief durch das Blut watete, um Reformen herbeizuführen, deren Nothwendigkeit die herrschenden Klassen der Gesellschaft zu allererst erkannt hatten. Leicht hätte man zu dem Ziel auf dem geraden Wege der Reform gelangen können, während man unter den schrecklichsten Convulsionen, durch Grauen und Mord eben nicht weiter gekommen ist, als man auf friedlichem Wege hätte kommen können.

Die Legende der Revolution hat unheilvoll, namentlich in Deutschland auf einer Reihe von Generationen gelastet. Sie ist, Gott sei Dank, allmählich verblichen, und wer sie wieder beleben will, wie Herr Dr. Virchow, der ist, und mag er zehnmal ein Fortschrittsmann heissen, in Wirklichkeit ein Zurückgebliebener, dem Alles, was uns seit sechszehn Jahren in unserer politischen Entwicklung gefördert hat, ein Buch mit sieben Siegeln verschlossen, geblieben ist.

Zum Glück macht Herr Dr. Virchow auch als Politiker keine Schule. Seine politischen Jünger sind noch älter als er.“

„Die Post“ v. 22. December 1878.

19.

„Görlitz, 28. Dezember. Die Rede des Herrn Professor Virchow hat hier der konservativen Sache enormen Nutzen geleistet. Seitdem dieser Herr es öffentlich bekannt hat, dass seine Partei die „gute Revolution“ auf ihrem Banner trägt, haben alle besonnenen Patrioten, welche bisher als Nationalliberale der „grossen liberalen Partei“ oder richtiger dem Bunde zwischen Wolf und Schaf angehörten, es eingesehen, dass ein ferneres Bündniss mit der Fortschrittspartei unmöglich sei und dass es im grossen Ganzen, wenn man die gemeinschaftlichen Ziele ins Auge fasst

(mögen auch die Wege dahin nicht immer dieselben sein), eigentlich nur zwei grosse Parteien im Staate gibt. . . .“

„Die Post“ v. 25. December 1878.

20.

. . . . „Die Herren nehmen sich Ungezogenheiten heraus, welche nicht die Götter des alten Griechenland, sondern nur diejenigen eines — Jacques Offenbach sich gestatten“ „Die Herren benehmen sich nicht wie wohlerzogene Männer, sondern wie Schulbuben, wenn sie sich an den Ohren ziehen und sich mit Verbal- und Real-Injurien überhäufen“ „Nur die Mamelucken des Napoleonischen Kaiserreichs traten die Würde des Parlamentarismus in Europa in solcher Weise mit Füßen, wie am 7. und 9. Februar die Repräsentanten des Preussischen Volkes Wahrlich! wir dächten — am Dönhofsplatz tagten die Faschingsnarren, wüssten wir nicht, dass unsere Abgeordneten 15 Mark Diäten beziehen, also den nöthigen Ernst besitzen, ihre Narreteien sich bezahlen zu lassen „Allerdings schneiden die Herren komische Grimassen, sie machen allerlei Kapriolen und schlagen mit der Pritsche um sich — aber das Lachen vergeht uns, wenn wir bedenken, dass dieses Parlament die gesetzgebende Körperschaft unseres Vaterlandes bildet!“ „Es ist in der That die höchste Zeit, dass das Abgeordnetenhaus seine Pforten schliesst — schon beklagt sich der „Aujust“ im Cirkus Renz, dass ihm von den Herren in der Leipzigerstrasse eine schädliche Konkurrenz gemacht werde! . . .“

Die fortschrittliche „Berliner Zeitung“. Nach der Post v. 12. Febr. 1880.

21.

„Zum Gesetzentwurf über die Strafgewalt des Reichstages.

Der Unterzeichnete ist mit Tausenden weit davon entfernt, sich denen anzuschliessen, welche den Vertretern im Reichs- und Landtage am liebsten auch das freie Wort entziehen möchten, durch welches sie, ihrer Ueberzeugung und ihrem Gewissen folgend, die dem Volk durch die Verfassungen verbürgten Rechte zu beschützen, so berechtigt als verpflichtet sind; der Missbrauch dieses freien Wortes darf aber nicht dahin ausarten, dass es ohne Noth vor den Augen und Ohren des leicht verführbaren, weniger gebildeten Volkes das Ansehen der Regierung mit ihren höchsten Beamteten gefährdet, ja gleichsam die Nation selbst dadurch herabsetzt. Will man auch darüber hinwegsehen, dass einzelne Volksvertreter sich dann und wann einmal zu Verletzungen leidenschaftlich hinreissen liessen, die sie gewiss nachträglich meistens bereuen, ganz anders sollten diejenigen unter ihnen beurtheilt und behandelt werden, welche das freie Wort, zumal wenn ihnen hervorragende Rednergabe und Kenntnisse zu Gebote stehen, im Kitzel ihrer unbegrenzten Eitelkeit bis zur Frechheit ausnutzen. Richter-Hagen z. B., der, wenigstens mit seinen Kenntnissen in Finanzsachen, Bedeutendes leisten könnte, vermag fast keine Rede zu halten, in welcher er nicht wiederholt bemüht ist, den selbst vom stolzen England

als grössten Staatsmann der Welt bezeichneten Fürsten Bismarck lächerlich zu machen oder herabzuwürdigen.

Ist es — nur des bis jetzt zulässigen freien Wortes wegen — erklärbar, dass die grosse Gesellschaft der Auserwählten des Volkes ihren höchsten Staatsbeamteten so behandeln lassen kann, während im gewöhnlichen Leben jede gebildete Privatgesellschaft mit solch einem Mitglied bekanntermassen anders verfährt, dann müssen diejenigen, welche — ausserhalb des Reichs- und Landtages — sich empört fühlen über solches Gebahren im Missbrauch der Redefreiheit, öffentlich bekunden, dass sie, wenn auch nicht für den Wortlaut des vorgelegten Gesetzentwurfes der Strafgewalt des Reichstags schwärmend, denselben gleichwohl darum freudig begrüsst haben, weil er unzweifelhaft wenigstens dem Reichstag Veranlassung geben muss, aus sich selbst heraus dem freien Worte seine Grenzen zu ziehen, womit die Regierung sich gewiss einverstanden erklären dürfte. —

Wenn nun ein solcher Mann, wie Eugen Richter, sich noch nicht damit begnügt, seine Galle gegen Fürst Bismarck im Reichs- und Landtag mit dem gewährten freien Wort ausströmen zu lassen, sondern auch die Presse und Volksversammlungen, wie gestern im Saale der Reichshallen zu Berlin geschehen, dazu benutzt, um auf . . . , hämische Weise den Fürsten Bismarck zu begeistern, dann ist für Reichs- und Landtag wohl hinreichend Veranlassung gegeben:

in seinen Sitzungen solch auswärtigem Ehrenmitgliede eine veränderte Geschäfts-Ordnung vorhalten zu lassen.

Selbst wenn Fürst Bismarck menschlich sich in seiner für das Wohl des Volkes bewährten Thätigkeit irgend irrte und fehlte, können Reichs- und Landtag zwar ebensowenig verhindern, dass ein Eugen Richter, wie Sozialdemokraten, zu ihren Mitgliedern gewählt werden, Reichs- und Landtag müssen aber durch ihre Geschäfts-Ordnung zu der Macht gelangen, solche Mitglieder in ihrem Geifer zu zähmen.

Ein Greis von über 70 Jahren, der stets der freieren Richtung treu blieb, bittet die Presse, zunächst die Berliner Post, um Aufnahme und Vertheidigung dieses seines indirekt an Reichs- und Landtag hiermit gerichteten offenen Wortes.

Gorkau bei Zobten am Berge in Schlesien, den 29. Januar 1879.

Wilhelm Freiherr von Lüttwitz.“

„Die Post“ (Sprechsaal) v. 2. Febr. 1879.

22.

„Und vor allem uns fehlt der Glaube, dass der Eintritt in den Himmel durch Gold zu erkaufen sei. Ein Volk mit einer Geschichte, auf einem Boden und unter einem Himmel wie das unsere, wird täglich daran erinnert, dass ihm die Gegenwart und die Zukunft nur dann gesichert ist, wenn seine Handlungen durch eine Ueberlegung bestimmt werden, die den Bestand der irdischen Dinge in sich aufnimmt wie sie sind, nicht aber

wie sie sein könnten. In der Bethätigung dieser gesunden Gesinnung haben sie auch diesmal die langjährige Erfahrung des Fachmannes in die Schranken gerufen, als es sich um einen Wahrspruch in einer Frage handelte, die nun einmal, wenn auch ohne Noth, aus den stillen Räumen der Wissenschaft auf den offenen Markt gezerrt ist. An unserem unentwegbaren Entschluss, der Menschheit ihren Schatz an unvergänglichen Gütern zu erhalten und zu mehren, und an dem festen Bande des Vertrauens, das im Bewusstsein gleichen Strebens den deutschen Bürger und Gelehrten umschlingt, wird auch diesmal der Wortschwall einer gemachten Empfindung wirkungslos zerschellen.“

„Im neuen Reich“ 1879. No. 14.

„Wenn, wie wir zu glauben berechtigt sind, dass jedes lebendige auch ein fühlendes Wesen ist, so verlangt das Mitleid gebieterisch, dass auch dem armseligsten Wurme ein ungestörtes Wohlbehagen gegönnt werde. Nur zu leicht möchte sich die Stärke des Empfindens abstumpfen, wenn wir dem Verstande allein die Lösung unserer Aufgabe anvertrauten. Uns aber ist es eine Freude, auch die Wärme des Gemüths zu bewahren. Bei allen Mitgliedern tritt in den Vordergrund das Verlangen der Menschenseele, der Thierwelt ihr Recht zu gewähren auf Grund einer wahrhaftigen Ueberzeugung und des besten Wissens, und ihnen genügt es nicht mehr mit dem Mitleid des empfindsamen Gemüthes, sie drängt es mit dem Mitgefühl des Gesetzgebers zu messen.“

„Im neuen Reich“ 1876. No. 30.

„Wenn aus der Störung des Gleichgewichtes in den seelischen Kräften, wenn das Uebermaass an Empfindsamkeit und der Mangel an ruhiger Erwägung den Boden bilden, auf welchem die Angriffe gegen die Vivesection erwachsen sind, so ist nicht zu fürchten, dass sie in Deutschland festen Fuss fassen.“ „Woher mag es nun kommen, dass trotz des offenkundigen Segens, welchen unsere Anstalten dem Wohle des Kranken und der sittlichen Kraft des Arztes bereiten, sich gerade aus den höchsten Regionen der menschlichen Gesellschaft die Anklage gegen sie erhebt? Gewiss nur, weil aus dem Wohlleben, welches der ererbte Reichthum gross zieht und aus der Noth, die mit dem täglichen Bedürfniss kämpft, die gleiche Verdunkelung des Verstandes erwächst.“

„Im neuen Reich“ 1879. No. 14.

C. Ludwig,

Professor der Physiologie in Leipzig.

„Die wissenschaftliche Thätigkeit in den physiologischen Instituten“. Vortrag, gehalten im Kaufmännischen Vereine zu Leipzig am 27. März 1879.

„Separatabdruck aus der Wochenschrift: „Im neuen Reich“ 1879. (S. Hirzel.)

23.

„Die Freude über die überwundenen, früher für unüberwindlich gehaltenen technischen Schwierigkeiten bietet immer einen der höchsten Genüsse des Vivisectors. Und das Gefühl, welches der Physiologe empfindet, wenn er aus einer unheimlich aussehenden, mit Blut und zerstörtem Gewebe erfüllten Wunde irgend einen feinen Nervenzweig hervorholt und

durch Erregung eine Function ins Leben ruft, die schon erloschen war, — diese Empfindung hat Vieles mit derjenigen gemein, welche den Bildhauer beseelt, wenn er aus einer ungeformten Marmormasse schöne lebendige Formen herausbildet. Claude Bernard sagt in seiner Einleitung zum Studium der experimentalen Medicin: Der Physiologe ist nicht ein gewöhnlicher Mensch, er ist ein Gelehrter, ein Mensch, der von einer wissenschaftlichen Idee ergriffen und von ihr vollständig absorbiert ist; er hört nicht mehr das Schmerzensgeschrei der Thiere, er sieht nicht mehr das Blut, welches vergossen wird, — er sieht nichts weiter als seine Ideen und Organismen, welche ihm die Probleme verbergen, die er entdecken will . . . Der Arzt, welcher mit Abscheu von der Thierquälerei bei physiologischen Versuchen spricht, möge sich nur erinnern, wie oft er dem Kranken höchst widerwärtige und nicht immer gefahrlose Mittel verschrieben, um über deren Wirkung irgend welche Aufschlüsse zu erhalten. Gar manche chirurgische Operation wird weniger zum Heile der Kranken als zum Nutzen der Wissenschaft vorgenommen, und nicht selten ist der so erzielte Nutzen viel winziger als der durch eine am Thiere ausgeführte Vivisection gewonnene.“

„Der echte Vivisector muss an einer schwierigen Vivisection mit derselben freudigen Aufregung, mit demselben Genusse treten, wie der Chirurg an eine schwierige Operation, von der er ausserordentlichen Erfolg erwartet. Wer vor dem Seciren eines lebendigen Thieres zurückscheucht, wer zu einer Vivisection wie zu einer unangenehmen Nothwendigkeit schreitet, der wird wohl die eine oder die andere Vivisection wiederholen können, aber nie ein Künstler im Viviseciren werden.“

E. Cyon,

weiland Professor der Physiologie a. d. medico-chirurgischen Akademie zu St. Petersburg,
Schüler C. Ludwig's.

„Methodik der physiologischen Experimente und Vivisectionen.“ Giessen 1876.

24.

„„Man muss sich wundern““, sagt Professor L. Hermann in Zürich in einem vortrefflichen, soeben erschienenen Schriftchen (Die Vivisectionsfrage. Für das grössere Publikum beleuchtet. Leipzig 1877), „„man muss sich wundern, dass die Thierschützer sich nicht zuerst gegen Gebräuche wenden, deren Umfang alle Vivisectionen um das Tausendfache übertrifft““ . . . „Unglücklicher Züricher Professor, der verkennet, dass die landwirthschaftliche Vivisection mit der wissenschaftlichen durchaus nicht auf dieselbe Linie gestellt werden kann, da die letztere nur dem Kopfe, die erstere aber dem Magen dient. Welche Nahrung bleibt dann noch dem Engländer, wenn man ihm sein Mastfleisch nimmt? Seine Gemüse? Seine *potatoes*?“ (S. 232.)

„Unschuldige Thiere werden gemartert, unschuldiges Blut vergossen — der Frevel schreit zum Himmel!

Entkleiden wir die Frage dieser Gefühlsduselei, die gänzlich bei Seite gelassen wird, sobald es sich um den eigenen Vorthail handelt.“ (S. 228.)

„Welche Scheusale von Grausamkeit sind doch diese Siebold, Küchenmeister, Leuckart, Pagenstecher, Virchow und wie

sie Alle heissen mögen, die Schweine und Kaninchen, Hunde und Schafe mit Trichinen, Bandwürmern und Leberegelu inficirten! Konnte sich die Menschheit nicht an dem Mosaischen Verbote des Schweinefleisches genügen lassen und durch den Abscheu vor dem unreinen Thier sich zugleich die Trichinose vom Halse halten? Aber nein!“

„Gegen alle diese Versuche finden unsere Frommen kein Wort, denn sie wollen als gute Christen gern rohe Schinken und Würste essen, ohne dabei befürchten zu müssen, sich selber das Gericht in Gestalt einer Trichinenkrankheit auf den Hals zu laden nach dem biblischen Spruche: Wer es unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selber sein Gericht.“ (S. 232.)

Carl Vogt,

Professor der Zoologie in Genf.

„Nord und Süd“. Eine deutsche Monatsschrift. Mai 1877. Von Paul Lindau.
Verlag von Georg Stilke. Berlin.

25.

„Welcher nun unwürdig von diesem Brodt isset, oder von dem Kelch des Herrn trinket, der ist schuldig an dem Leibe und Blute des Herrn.“

„Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht, damit, dass er nicht unterscheidet den Leib des Herrn.“

Apostel Paulus. Erster Brief an die Corinther. Cap. 11. V. 27 — 28.

26.

„Wenn ich vorher die Physiologie die Königin unter den Naturwissenschaften nannte, so geschah es, weil sie bis an das letzte Problem führt, weil sie die Wissenschaft ist von den näheren Bedingungen des Bewusstseins. „Darüber, ob überhaupt Vivisectionen zu wissenschaftlichen Zwecken erlaubt seien, ist Schlagenderes meines Erachtens nicht gesagt worden, als die Warnung, deren Triftigkeit nur Ignoranten bestreiten: „„Für die geretteten Hundeleben werdet Ihr mit Menschenleben, für die den Kaninchen und Fröschen ersparten Schmerzen mit menschlichen Leiden bezahlen.““ Vergl. Ludimar Hermann, die Vivisectionsfrage. Für das grössere Publicum beleuchtet. Leipzig 1877. — Carl Vogt, Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft. In Nord und Süd. Eine deutsche Zeitschrift. Mai 1877. S. 225. — (Citat v. E. du Bois-Reymond.)

„Die Nachricht, dass in dieser Staatsanstalt ausdrücklich Vorkehrungen für Vivisectionen getroffen seien, hat die Britischen Antivivisectionisten aufgeregt und grosse Blätter, wie *Spectator* und *Times*, haben zwischen solcher Grausamkeit und Politik von Eisen und Blut einen Zusammenhang gewittert: Jawohl. Dieselbe Regierung, die, von schwächlichem Manchesterthume frei, das Vaterland gross machte, lässt ihre Gelehrten gewähren, weil sie weiss, worum sie sich zu kümmern hat.“

E. du Bois-Reymond,

Professor der Physiologie a. d. Universität zu Berlin.

Rede bei Eröffnung des neuen physiologischen Institutes zu Berlin am 6. Nov. 1877.

27.

— „Verspottung des heiligen Abendmahls hatte, wie der Börsen-Courier berichtet, den Arbeitsmann Ulbrich zu Hermsdorf auf die Anklagebank der Strafkammer des Landgerichts II. gebracht. Der Angeklagte ist wegen Trunkenheit von der Hermsdorfer Ziegelei vor Kurzem entlassen. Am 14. Juli vorigen Jahres, wo er sich wieder in einem angetrunkenen Zustande in Hermsdorf befand, nahm er die Gelegenheit wahr, Schulknaben auf der Strasse in zwei Glieder zu formiren, ihnen Weissbier aus einem nahe gelegenen Schanklokale zu geben und dabei Aeusserungen zu thun, welche den Einsetzungsworten des heiligen Abendmahls glichen. Diese Aeusserungen hatten aber selbst die Kinder, worunter schon einige 15jährige Burschen waren, so empört, dass sie Anzeige bei einem Polizeibeamten machten. Gegen den Angeklagten wurde Anklage auf Grund des § 166 des Straf-R. erhoben. Der Angeklagte meint, dass er nicht eine Verspottung des Abendmahls mit jener Aeusserung beabsichtigte. Der Staatsanwalt beantragte 6, die Strafkammer erkannte auf 3 Monate Gefängniss gegen den Angeklagten, wobei sie besonders hervorhob, dass sie Gewicht auf die Angetrunkenheit desselben lege, sonst würde sie eine höhere Strafe gegen ihn aussprechen.“

„Die Post“ vom 10. Januar 1880.

28.

„Die Thierschützer brachten es endlich dahin, dass am 11. August 1876 von dem Parlamente ein Gesetz angenommen wurde, welches der Experimental-Physiologie den Hals umgedreht haben würde, wenn nicht eine kleine Clausel angehängt worden wäre. . . .

„Blödsinn, du hast gesiegt!“ möchte man ausrufen. Einstweilen rettet die Hinterthür, wie schon gesagt. Aber da der Staatssekretair aus politischen und nicht aus wissenschaftlichen Gründen sein Amt erhält, so könnte es ja eines Tages vorkommen, dass ein bigotter Betstündler an das Ruder käme, der sich gleich gedruckte Formulare zu Erlaubnisscheinen für Verfolgungen gegen lizenzierte Personen anfertigen liesse und dann möchten wir die liebliche Hetze sehen, welche unsere theuren Fachgenossen in England durchzumachen hätten! . . .

Der Thierschutz-Verein ist wüthend — allwöchentlich fast erhalten einzelne privilegierte Personen Rollen mit ellenlangen Predigten, ja selbst so verhärtete Sünder, wie ich, werden mit solchen Zusendungen nicht verschont. Das richtet sich an die Weiber, an die Kinder, an die Christen, ja sogar die Dichter werden aufgefordert, in Flammenworten den „Dämon Tortur“ von hinnen zu scheuchen!“

Carl Vogt,

Professor der Zoologie in Genf.

„Ein frommer Angriff auf die Wissenschaft.“

Paul Lindau's: „Nord und Süd“ 1877. Mai. S. 246 u. 247.

Zöllner, Citate ohne Commentar.

29.

„Man könnte den Verfasser seiner verdorrten Empfindungen und überhaupt seines Mangels an Anstand wegen anklagen, weil er die christliche Religion beschimpft, indem er ihr Mängel zuschreibt, welche sie nicht besitzt. Wie kann er in Wahrheit sagen, dass diese Religion die Ursache alles Unglückes des menschlichen Geschlechtes sei? Um sich in Uebereinstimmung mit der Gerechtigkeit auszudrücken, hätte er einfach sagen können, dass Anmassung und Eigennutz der Menschen sich dieser Religion als eines Deckmantels bedienen, um die Welt zu verwirren und die Leidenschaften zu befriedigen. Wie kann man aufrichtigen Herzens die in den zehn Geboten enthaltene Moral verkennen? Und enthielte das Evangelium auch nur die einzige Vorschrift: „Thuet Anderen nichts, was ihr nicht wollet, das man euch thue“, so würde man zu dem Geständniss gezwungen sein, dass diese wenigen Worte die Quintessenz aller Moral einschliessen. Und wurde uns denn nicht von Jesus in seiner herrlichen Bergpredigt Verzeihung für Beleidigungen, Wohlthätigkeit und Menschlichkeit gepredigt? Der Verfasser durfte doch nicht das Gesetz mit dem Missbrauch, die geschriebenen Dinge mit ihrer practischen Ausführung, die wahre christliche Moral mit derjenigen verwechseln, zu welcher sie die Priester herabgewürdigt haben! Wie konnte er die christliche Religion als solche mit dem Vorwurfe belasten, die Ursache der sittlichen Corruption zu sein! Der Verfasser konnte immerhin die Geistlichen anklagen, weil sie den Glauben an Stelle der socialen Tugend, die äussere Werkheiligkeit an Stelle der guten Handlungen, oberflächliche Kirchenbusse an Stelle der Gewissensbisse, käuflichen Ablass an Stelle der Besserungsbedürftigkeit setzten; — er konnte ihnen vorwerfen, ihren Eid zu brechen und die Gewissen in Fesseln zu schlagen und zu verletzen. Diese verbrecherischen Missbräuche verdienen, dass man sich gegen diejenigen, welche sie einführen und autorisiren, erhebe; aber mit welchem Rechte konnte der Verfasser es thun, Er, welcher die Menschen als Maschinen betrachtet! Wie kann er es einer mit der Tonsur versehenen Maschine zum Vorwurf machen, dass die blinde Nothwendigkeit sie gezwungen habe zu täuschen, zu stehlen und sich rücksichtslos die Leichtgläubigkeit des grossen Haufens zu Nutze zu machen? . .“

„Unser Philosoph schreibt, was ihm in die Feder kommt, ohne sich um die Consequenzen zu kümmern . . wahrhaftig, ich schäme mich im Namen der Philosophie. Wie kann man solche Thorheiten sagen!“

Friedrich II. König von Preussen.

„*Examen critique du Système de la Nature.*“
Oeuvres de Frédéric le Grand. Berlin 1848. R. Decker.

30.

„Ich beuge mich vor dem Namen Christus tief, und sehe mich, gegen ihn gehalten, nur für einen, ihn nach Vermögen auslegenden, armen Stümper an.“

Immanuel Kant.

„Borowski über Immanuel Kant“. Königsberg 1804. I. S. 86.

31.

„Ich glaube von Grund meiner Seele und nach der reifsten Ueberlegung, dass die Lehre Christi, gesäubert vom Pfaffengeschmiere, und gehörig nach unserer Art sich auszudrücken verstanden, das vollkommenste System ist, das ich mir wenigstens denken kann, Ruhe und Glückseligkeit in der Welt am schnellsten, kräftigsten, sichersten und allgemeinsten zu befördern . . . Wie leicht müsste es einem solchen Geiste gewesen sein, ein System für die reine Vernunft zu erdenken, dass alle Philosophen völlig befriedigt hätte! Aber wo sind die Menschen dazu? Es wären vielleicht Jahrhunderte verstrichen, wo man es gar nicht verstanden hätte; und so etwas sollte dienen, das menschliche Geschlecht zu leiten und zu lenken und in der Todesstunde aufzurichten? Ja, was würden nicht die Jesuiten aller Zeiten und aller Völker daraus gemacht haben? Was die Menschen leiten soll, muss wahr, aber allen verständlich sein; wenn es ihnen auch in Bildern beigebracht wird, die sie sich bei jeder Stufe der Erkenntniss anders erklären.“

Christoph Lichtenberg,
weiland Professor a. d. Universität zu Göttingen.
Vermischte Schriften I. S. 67.

32.

„An Gottes Segen ist Alles gelegen und ohne göttliche Hülfe ist Nichts zu erreichen. Die christliche Religion ist der Grund und Boden, auf dem wir stehen bleiben müssen.“

Wilhelm I Kaiser von Deutschland.
Rede in Königsberg 1879.

33.

„Gebe ein Jeder die Eitelkeit auf, die da glaubt allein die ganze und die echte Wahrheit zu besitzen, und allein für die Wahrheit die richtige Form anzuwenden! . . .“ „Ehrlichkeit ist nie eine Schmach. Ich spreche es deshalb unverhohlen aus: in dieser Beziehung ist bei uns noch nicht alles so sicher und klar, dass wir jeden Zweifel mit hinreichenden historischen Nachweisungen niederschlagen könnten“ . . .

„Wir sind mit unseren Forschungen noch nicht bis zu einem völlig genügenden Ziele gelangt, wie es sich für einen Orden ziemt, der das Symbol des Lichtes so hoch stellt, dass bei ihm selbst Alles licht und klar sein soll. Darum Vorwärts in diesen Forschungen! Geschichtliche Wahrheiten können nur durch geschichtliche Forschungen sicher gestellt werden. Bestätigen sie die Ueberlieferung, so werden die hemmenden Zweifel schwinden, zeigen sie manches als unhaltbar, so wird die Liebe zur Wahrheit uns den Mannesmuth geben, das Unhaltbare zu opfern; aber wir werden dann das Sichere mit um so grösserer Hingebung zur Geltung bringen.“

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Deutschland.

Rede in der grossen Landesloge am 24. Juni 1870.
„Allgemeines Handwörterbuch der Freimaurerei“. 2. Aufl. Bd. 4. S. 69.
Leipzig 1879. (Brockhaus.)

34.

„Jedenfalls müssen wir Thomson's Scharfsinn bewundern, der aus einer kleinen mathematischen Gleichung Folgerungen zu lesen verstand, die dem Weltall mit ewigem Tode drohen. Kurz, das Weltall wird von da an zu ewiger Ruhe verurtheilt sein.“

H. Helmholtz,

Professor der Physik an der Universität zu Berlin.

„Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte“. (1854.) S. 25.

35.

„Eine richtige Theorie von dem Ursprunge der Sonnenwärme muss über den Grund und das Zustandekommen einer solchen extremen Temperatur Auskunft geben. Die Erklärung davon geht aus dem Bisherigen von selbst hervor.“

„Auch dieser Staub (des Zodiakallichtes) bildet ein wichtiges Glied in einer Schöpfung, wo Nichts von Ungefähr, sondern Alles mit göttlicher Zweckmässigkeit geordnet ist.“

Robert Mayer,

weiland praktischer Arzt zu Heilbronn.

„Dynamik des Himmels.“ (1848.) S. 180 u. 188.

36.

„Wenn es erlaubt wäre, die Sonne selbst als eine Gaskugel zu betrachten, für deren Zustandsänderung die in den vorigen Paragraphen gefundenen Gesetze als gültig betrachtet werden dürften, so müssten die obigen Resultate zu dem Schlusse führen: dass einige der bisher geltenden Ansichten über die Zustandsänderung der Sonne einer Berichtigung bedürften.

Zunächst würde aus dem in §. 8 gefundenen Gesetze sich ergeben, dass trotz des ausserordentlich grossen Wärmeverlustes, welchen die Sonne fortwährend erleidet, oder vielmehr richtiger ausgedrückt: eben infolge dieses Wärmeverlustes, die Temperatur im Innern der Sonnenmasse nicht abnimmt, sondern vielmehr beständig zunimmt . . . sowie ferner: dass die der Erde pro Flächeneinheit ihrer Oberfläche jährlich von der Sonne zugesendete Wärmequantität in stetigem Zunehmen begriffen ist.“

August Ritter,

Professor an der Königlichen Technischen Hochschule zu Aachen.

„Anwendung der Mechanischen Wärmetheorie auf kosmologische Probleme“. Hannover (1879) bei Rümpler. S. 28 u. 29.

(Zum grösseren Theile veröffentlicht in „Wiedemann's Annalen der Physik“.)

37.

„Wir sind das Spiel unserer Gehirnmoleküle. Ich habe in meinem Leben einige gute Einfälle gehabt und mich manchmal dabei beobachtet. Sie kamen völlig unwillkürlich, ohne dass ich einmal an die Dinge dachte. Sichtlich fielen die Moleküle mit einemale in die gesuchte Lage.“ . . . „Es kann daher keine ärgere Täuschung geben als zu glauben, dass man die Zweckmässigkeit der organischen Natur erkläre, wenn man nach unserem

Ebenbilde gedachte, nach Zwecken thätige, immaterielle Intelligenzen zu Hülfe nimmt.“ (*Darwin versus Galiani*. S. 26.)

„Schwindelfrei auf dieser Höhe des Pyrrhonismus verschmähst der Menschegeist die Leere, die um ihn gähnt, mit Gebilden seiner Phantasie auszufüllen und blickt furchtlos in das unbarmherzige Getriebe der entgötterten Natur.“

„Wir, deren Leben der Wahrheit, der Freiheit, dem Ewigen im Wandelbaren gehört, ausdrücklich melden, dass wir die Lüge, die Tyrannei, das Gaukelspiel mit allem Hohen und Heiligen verabscheuen? . . . Krieg, Krieg, Krieg auf das Messer, Krieg nun aber auch bis auf den letzten Thaler gegen diese wandelnde Lüge!“

E. du Bois-Reymond,

Beständiger Sekretär der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften und Professor der Physiologie an der Universität zu Berlin.

(Liter. Quellen vgl.: „Wissenschaftliche Abhandlg.“ Bd. II. Thl. 1. S. 306 und Bd. I. S. 386.)

38.

„Wahrheit ist man im Leben nur denen schuldig, die man tief achtet.“

Alexander v. Humboldt.

„Briefwechsel mit Varnhagen“. Herausgegeben von Ludmilla Assing.

(Brief v. 7. December 1841.)

39.

„Man sehnt sich angesichts solcher ungeheuerlichen Vorkommnisse ordentlich in die Zeit des absolutistischen Königthums zurück, in jene Zeit, wo Friedrich der Grosse den Geisterschwinder Philadelphäa per Schub aus Berlin hinaustransportiren liess, damit er seinen Berlinern nicht den Kopf verdrehe.“

Berliner „Volks-Zeitung“ (Organ der Fortschrittspartei) v. 21. Dec. 1877.

40.

„Was sagen nun die Spiritisten zu diesen Erklärungen Dr. Christiani's?“ (Assistent E. du Bois-Reymond's.)

W. Preyer,

Professor der Physiologie a. d. Universität Jena.

„Deutsche Rundschau“ October-Heft 1878.

41.

„*Quos ego*, ich will Euch! Sind das *mores*

Für wohlbestallte *Professores*?

Treiben's die Herren Gelehrten so,

Und noch dazu *coram populo*?

Sancta sapientia! Welch ein Benehmen!

Solltet Euch in den Boden schämen!

Ist das Eure Doctorschaft „*summa cum laude*“?

Habt's Euch ja recht bequem gemacht!

Weil Ihr selber nie 'was Grosses vollbracht,

Probirt Ihr's nun, in der Mitwelt Meinung
Zu steigen durch des Grossen Verneinung!
Denkt wohl „*jucundi acti lobores*“
Sei so ein Sprüchel für *spoliatores*,
Und heiss' auf Deutsch: Süss ist es, zu ruhn,
Wenn andere für uns die Arbeit thun!
Ihr Raubgesindel von Hamstern und Wiesel'n!
Ihr wollt vom Milchtopf der Weisheit die Sahne
Vorwegnehmen für Euch allein
Und alle Andern sollen — Esel sein?!
Nur Eure Doctrin die unfehlbare,
Und alles Andere Schwindelwaare?!“

„Es geh'n viel Theorie'n
In unserm Kopf herum, vidibum!
In unserm Kopf herum!
Dreimal drei ist neune,
Ein jeder hat die seine!
Bruderherz, dein Dogma heisst? —

Fünfmalhunderttausend Teufel
Holen Eu're Forscherei;
Denn sie nähret nur den Zweifel
An der hohen Clerisei!

Drum hat Bonifaz der Bied're,
Auch erlassen das Verbot:
Dass man Menschen nie zergliedre,
Wären sie auch noch so todt!

Zu verbrennen alle Forscher
Thäte uns wahrhaftig gut,
Sonst zerfällt noch unser morscher
Bau, und dann ist er kaput.“

M. Reymond,

„Das neue Laienbrevier des Häckelismus“. Thl. II. und I. S. 54.

42.

„Cook sagte: „Der Teufel hole alle Gelehrsamkeit, und er dachte und lernte und studirte beständig, und war vermuthlich ein grösserer Gelehrter, als viele von den Leuten, die er und die ganze Welt so nannten.“
„Franklin scheint ein ähnlicher Gelehrter gewesen zu sein.“

Lichtenberg,

weiland Professor der Physik und Hofrath a. d. Universität Göttingen.
Vermischte Schriften I. S. 290.

43.

„Die Bildung der oberen Zehntausend ist wieder einmal in die Tiefe hinabgesickert. Das ist Alles. Wenn ein Philosoph

zu den französischen Edelleuten im Jahre 1793 gesagt hätte: „„Was schreit ihr über die Greuel, die geschehen? Wer hat die verhängnissvollen Lehren der Vernunft und der Freiheit zuerst gelesen, angestaunt, bewundert? Etwa die zwanzig Millionen, die jetzt diesen Höllenlärm vollführen und weder lesen noch schreiben können? Nein — ihr waret es!““ — was hätten sie ihm antworten sollen? Derselbe Geist, der diese vornehme und ausschliessliche Gesellschaft siebenzig Jahre lang bewegt, dessen Flügelschlag ihr gleichsam die Lebensluft zugeführt hatte, war jetzt zu der Masse hinabgestiegen und suchte in unerhörten Thaten und Ausbrüchen nach einer neuen Staats- und Gesellschaftsform, in der er sein eigenstes Wesen zu verkörpern im Stande war. Da schien das Schönste in das Hässlichste verwandelt, zur dämonischen Fratze die Humanität entartet. Einem ähnlichen Schauspieler wohnen wir bei....

Von den gebildeten, den wohlhabenden Klassen ist der erste Drang und Trieb zu all' diesen Veränderungen, Anschauungen, Ideen ausgegangen. . . . Nicht das Volk, die Bildung hat sich zuerst von den idealistischen Anschauungen abgewandt. . . . Alles verlachen, bewitzeln, verspotten, was ernsthaft auftritt, was über den augenblicklichen, physischen Genuss hinaus nach einer dauernden seelischen Befriedigung trachtet, ist längst bei uns Sache des guten Tons. Vom Katheder der staatlichen Universitäten herab wird das Eigenthum ebenso angefeindet, wie von dem Biertisch der Dorfschenke, worauf der Agitator gestiegen. Jahre hindurch war Lassalle, der Schöne, der Geniale, das verwöhnte Schooskind der Berliner Gesellschaft.“

National-Zeitung v. 9. Juni 1878.

44.

„Mein böser Freund Lassalle — Herakleitos der Dunkle — ist trotz aller meiner Verwendungen, trotz der mir gegebenen Verheissungen vom Prinz von Preussen und Illaire doch verjagt worden. Man gab Hoffnung, der Dunkle werde in einigen Monaten (nach den Wahlen) zum noch dunkleren Pythagoras zurückkehren. Welche Distribution der Gerechtigkeit!“

Alexander v. Humboldt.

„Briefwechsel zwischen A. v. Humboldt und Varnhagen v. Ense. Herausgegeben von Ludmilla Assing. 3. Aufl. 1860. (Brockhaus.)

45.

„Erzbischof Ketteler von Mainz äusserte sich über Sie (Lassalle) in sehr anerkennender, wohlwollender Weise und versicherte, er nähme das lebhafteste Interesse an Ihrem ernstesten, wahren wissenschaftlichen Streben, billige Ihre socialen Bestrebungen, Ihr Wirken; und wenn er an der Möglichkeit der praktischen Realisirung Ihrer Theorie auf dem eingeschlagenen Wege zweifle, so sei es nur, weil jedes Princip, und sei es noch so richtig und von der eminentesten Fähigkeit vertreten, wenn es der allein unwandelbaren Basis entbehre, nicht Stand hielte, sobald der Sturm der Leidenschaft darüber hinwehe. Jedenfalls aber hätten Sie die so sehr wichtige Aufgabe, Irr-

thümer und Lügen aufzudecken und auszurotten, mit grossem Erfolg und Verdienst gelöst und müssten diesem Wirken ferner erhalten bleiben. Wenn er etwas für Sie thun könnte, würde er es gern thun, um einen der allgemeinen Sache so unentbehrlichen Mann zu erhalten. . . .“

Gräfin Hatzfeld an Ferdinand Lassalle,

Brief d. d. Mainz, 16. August 1864.

Vgl. Kutschbach: „Lassalle's Tod“. Chemnitz 1880. S. 82.

46.

„Der Historiker der Zukunft wird aus diesen Acten einst schwere Anklagen schöpfen gegen die sittliche Verwilderung, welche so oft hinter den glänzenden Aussenseiten unserer hochgepriesenen Cultur verborgen ist. In dieser Tragikomödie tritt eine sehr erlauchte Gesellschaft auf: Minister, Gesandte, Bischöfe, Generäle, Obersten, berühmte Gelehrte, Grafen und Gräfinnen, des niedern Adels ganz zu geschweigen, aber kaum ein guter Gedanke wird laut, kaum eine sympathische Gestalt erscheint, während sich der traurige Wahnsinn der schmutzigen Intrigue durch lange Wochen fortschleppt. Rüstow wählte ein böses Wort, als er dem alten Dönniges schrieb, Lassalle und die Gräfin Hatzfeld seien keine Zigeuner und liessen sich nicht wie Zigeuner behandeln; was in diesen Wochen um den Arbeiteragitator kreiste, war in der That eine Bohème, schillernd von dem phosphorescirenden Glanze der Fäulniss.“

Franz Mehring,

„Die deutsche Socialdemokratie. Ihre Geschichte und Lehre.“ 2. Aufl. Bremen 1878. S. 52.

47.

„Ferdinand Lassalle's Frau soll noch einmal von Allen die Erste sein! Lass uns verständig darüber sprechen, hast Du Dir wohl eine Idee von meinen Plänen und Endzwecken gemacht? — Nein? — Nun so sieh mich an — (sich hoch aufrichtend und die eigenthümlichen, mit dem König der Vögel, dem Adler, gleichenden Augen weit öffnend) sehe ich aus, als wollte ich mich mit einer zweiten Rolle im Staate begnügen? Glaubst Du, ich gebe den Schlaf meiner Nächte, das Mark meiner Knochen, die Kraft meiner Lungen dazu her, um schliesslich für Andere die Kastanien aus dem Feuer zu holen? — Sieht ein politischer Märtyrer so aus? — Nein! — Handeln und kämpfen will ich — aber den Kampfpriest auch geniessen, — und Dir das — nun nennen wir's für's Erste das Siegesdiadem auf die Stirn drücken! — Glaube mir, es ist ein ebenso stolzes Gefühl, „„volkserwählter Präsident““ einer Republik zu sein, fest und sicher auf der Gunst seines Volkes zu stehen, wie „„als König von Gottes Gnaden““ auf morschem, wurmstichigem Throne zu sitzen! Komm her! — hier an meine Seite vor dem Spiegel! — sieh uns Beide an. Ist's nicht ein stolzes, ein königliches Paar da drinnen? Hat diese beiden Menschen die Natur nicht in übermüthigster Sonntagslaune geschaffen? und glaubst Du nicht, dass die Macht — die

höchste Gewalt uns gut kleiden wird? Ja Kind! Du sollst noch aufleuchten in stolzem Frohgefühl, dass Du mich, — von Allen mich gewählt hast! Es lebe die Republik und ihre goldlockige Präsidentin!“ . . .

„Du glaubst mit mir an unsern Stern, nicht wahr? Seit ich Dich gefunden, ist mir mein Weg zur Höhe noch klarer geworden; vereint mit Dir muss ich zum Ziel kommen, — dann: — Heil uns! und unseren Freunden! Wir haben beide Feinde — Feinde wie Sand am Meer; bei mir ist's natürlich, bei Dir begreiflich; aber lass sie nur sich abmühen, lass sie nur mit ihrem schmutzigen Geifer den Saum unserer Gewänder bespritzen, sie sollen noch Alle das Knie beugen, wenn wir unsern „„Einzug““ halten!! Nicht wahr, Fückslein, diesen Ehrgeiz verstehst auch Du? Und „„Ferdinand der Volkserwählte““ ist ein stolzer Name. — So sollen sie mich heissen, wenn's gelingt!“

„Was würde mein Goldkind sagen, wenn ich es einmal im Triumph in Berlin einführen könnte, von 6 Schimmeln gezogen, die erste Frau Deutschlands, hoch erhaben über Alle? . . . Eigentlich ist's unerhört dumm, sich mit der leidigen Politik und dem Wohl und Weh der andern Menschen abzuquälen! Das war gut, so lange ich allein war, und nichts Besseres zu thun hatte — aber jetzt! Soll ich nicht das Ganze aufgeben und wir ziehen fort, weit fort, wohin meine Herrin, das Kind, will, und leben nur unserem Glück, unseren Studien und einigen Freunden?“

„Wie ist's, wenn Du „„Ja““ sagtest — und Du wirst wohl, mein' ich — muss ich dann Christ werden? — Du weisst doch, dass ich Jude bin? Würdest Du einen Religionswechsel wünschen?“

Ferdinand Lassalle an seine Geliebte Helene v. Dönniges.

„Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle. Von Helene v. Racowitza, geb. v. Dönniges. 5. Aufl. Breslau u. Leipzig (Schottländer) 1879.

48.

„Wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muss ich bekennen, dass ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, dass mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchem ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin.“

„Wenn ich nicht mehr Christ wäre, bliebe ich keine Stunde mehr auf meinem Posten. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiss nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug.“ . . . „Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdriesslichkeiten aussetzen, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Grossem bestimmthätte, so würde ich das Diplomategewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben! Orden und Titel reizen mich nicht. Ich will keine Proselyten damit machen, aber ich habe das Bedürfniss, diesen Glauben zu

bekennen. Ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe gegen alle möglichen Absurditäten, nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben. — Schaffen Sie mir einen Nachfolger mit jener Basis, und ich gehe auf der Stelle. Aber ich lebe unter Heiden. . . . Wie gerne ginge ich. Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur. — Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreist und seinen Hafer baut.“

Fürst v. Bismarck.

Busch, Graf Bismarck und seine Leute. I. 210 ff.

49.

„In der gestrigen, sehr stark besuchten Versammlung des Kaufmännischen Vereins hielt der Professor Dr. W. Oncken aus Giessen einen hochinteressanten Vortrag über das Thema „Bismarck und Napoleon III. Zur Vorgeschichte des Krieges von 1870“. . . . Wohl suchte Napoleon Preussen zu ködern durch ein Bündniss und die Unterstützung von 300000 französischen Soldaten, wenn es das linke Rheinufer an Frankreich preisgäbe, Bismarck aber widerstand allen diesen Verlockungen, und wir wissen heute, welches Urtheil Napoleon in Folge dessen über Graf Bismarck aussprechen zu müssen glaubte, indem er zu seiner Umgebung in Biarritz die Worte sagte: „Der Mann ist verrückt““....

„Der Redner erinnerte, dass der Mann, der diese Erfolge für Deutschland errungen, soeben sein 65. Lebensjahr zurückgelegt habe, und schloss seinen mit langanhaltendem, stürmischem Beifall aufgenommenen Vortrag mit den Worten: „Die wahre Grösse des Fürsten Bismarck besteht darin, dass er im Kampfe mit einer Welt von Feinden machtvoll gestaltet, was einst unseren Vätern vor der Seele geschwebt.““ Leipzig. Tageblatt v. 3. April 1880. Erste Beilage.

50.

„Die civilisirte Welt darf vom „Volke der Denker“ verlangen, dass es sich vor der drohenden Verjudungsgefahr und der hinter derselben lauenden, noch grösseren Gefahr des socialen Umsturzes nicht mit einem stoisch-resignirten *Finis Germaniae* zurückziehen, sondern dem Kommenden die Stirne bieten werde mit einem entschiedenen, thatkräftigen, dem gegebenen idealen Nationalziele entgegenstrebenden: „Vorwärts!““

M. Reymond,

„Jüdischer Liberalismus und wissenschaftlicher Pessimismus.“ Bern und Leipzig. 1880. S. 62.

51.

„Weh uns! mehr geschadet haben wir von jeher, als genützt! Kann uns da noch das Goethe'sche Wort aufrichten, das er dem Teufel in den Mund

legt: „,,Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, So hab' ich Dich schon unbedingt?““

„Mitleid und Wuth, affectirte Wahrheitsliebe und bissigste Unwahrheit, hochtrabender Ernst und schäkernde, wortspielende Ironie: alle Saiten des Menschenherzens wurden angeschlagen, um mich und mit mir meine Freunde zu treffen. Leider habe ich aber den Anonymen gegenüber von jeher ein Elephantenfell gehabt, in das sie bisher noch niemals irgend welche Löcher zu reissen verstanden.“

Dr. C. Semper,

Professor der Zoologie in Würzburg. „Mein Amsel-Process, die Amsel-Fanatiker und der Vogelschutz“ S. 21 u. 24. Würzburg 1880.

52.

„Dickhäuter (Pachydermen) sind
Nach Cuvier nur fünf, mein Kind!
Es sollen Flusspferd, Nashorn, Schwein,
Der Elephant und Tapir sein.
Doch, was bei Cuvier noch fehlt,
Hat jetzt Herr Bismarck aufgezählt
Als sechstes im Register:
Dickfellige Minister!“

Dr. Gustav Schwetckhe,

„Der neue Cuvier.“ Vgl. „Bismarckias, Varzinias und andere Zeitgedichte. Halle 1878.

53.

„Abgehärtete, dickfellige Minister sind nicht mein Ideal.“

Fürst v. Bismarck,

Reichstagssitzung v. 9. Febr. 1878.

Stimmen aus Hamburg.

54.

„An den Fürsten von Bismarck,
den 19. Juli 1878.

„Dir, der Frieden und Ruh den Völkern Europa's gegeben,
Wünschen aus Friedrichsruh Frieden und Ruhe auch wir!“

Kuno Meyer als Gymnasiast in Hamburg, z. Z. Student der Philologie
in Leipzig.

„*Kunonis Meyeri quem vocant τὸν Κύνα Musarum Munuscula, i. e. carmina sublimia mollia laeta tristia festiva querula furiosa maledica etc. etc. Editio prima minime castigata. Hamburgi. Ex typographia Ferdinandi Schlotkii. Anno 1879. S. 49.*

55.

„Hieran möchte ich noch die Bemerkung knüpfen, dass Friedrich Zöllner versucht, unsern grossen deutschen Philosophen zum Mitschuldigen seines Spiritismus zu machen. Es geht aber wol aus dem Vorstehenden zur Genüge hervor, dass er Kant so wenig kennt, um nicht einmal den

Kant'schen Stil von dem Borowsky'schen unterscheiden zu können. Auch ist ihm Kant's Wesen so wenig aufgegangen, dass er nicht einmal weiss, Kant in seiner bekannten Bescheidenheit werde gewiss kein Lob seiner eigenen Schrift niedergeschrieben haben. Ja ein ernsthafter Gelehrter würde sich mit solcher Unkenntniss und Unwissenschaftlichkeit überhaupt gar nicht befassen, wenn nicht die Zustände in Wien, Dresden, Leipzig, Hamburg u. s. w. derartige geworden wären, dass es die Pflicht jedes Wohlmeinenden ist, dem Unfug, der zum Theil in gutem Glauben geschieht, entgegenzutreten.“ (S. 213.)

„Die kirchliche Orthodoxie fertigt Zöllner in einem Schreiben an Professor Luthardt in Leipzig ab.“ (S. 211.)

„Er ist sich nämlich bewusst, eine Reihe der interessantesten oder seltensten Beobachtungen gemacht zu haben. Er glaubt alles gethan zu haben um Irrthum zu verhüten. Er hat diese spiritistischen Experimente mit aller wissenschaftlichen Controle unter Zuziehung von wissenschaftlichen Capacitäten vorgenommen. Er hat alle Welt eingeladen die Thatsachen mit ihm zu prüfen, und für alles dies bekommt er nur Spott und Hohn oder lahme Erwiderungen, welche seine Zurechnungsfähigkeit, Glaubwürdigkeit und Wissenschaftlichkeit in Zweifel ziehen. So entwickelt sich in ihm eine Verbitterung, welche zu den stärksten Ausdrücken greift und eine Gedankenflucht erzeugt, welche später vielleicht einmal die Andichtungen seiner Gegner wahr machen könnte. Seine orthodox-kirchlichen, seine naturwissenschaftlichen und seine mathematischen Gegner haben keine Waffen gegen ihn, welche vernichten können. Diese Waffen sind nur in den Händen Kant's und der liberalen Theologie, welche auf dessen theoretischer Philosophie fusst.“ (S. 210.)

Albrecht Krause,

Liberaler Protestant und Pastor in Hamburg.

„Protestantische Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland“. 3. März 1880. No. 9.

56.

„Es giebt in Deutschland eine Stadt
Vom Range Spiessburghausens,
Die zwei berühmte Häuser hat:
Die Meyers und die Krausens. . .

„Wohl ist ein Amt ein sich'rer Hort
Und prächtig klingt ein Titel,
Doch reimt sich dieses letzte Wort
Nicht ohne Grund auf „„Mittel““.

Bei so bewandtem Sachverhalt
War Grund genug vorhanden,
Dass Meyers sich mit Krausen bald
Noch inniger verbanden.“

M. Reymond,

„Das Buch vom gesunden und kranken Herrn Meyer.“ Humoristisches Supplement zu sämtlichen Werken von Bock, Klencke, Reclam u. A. in zierliche Reimlein gebracht. 6. Aufl. Mit 162 Illustrationen. Bern 1877.

Stimmen aus Paris und Neu-Jerusalem.

57.

„Häckel hat, als er gerade von Slade und den Leipziger Naturforschern sprach, diese dunkle und mystische Seite der Menschenseele beleuchtet: „„Wir haben vor einigen Monaten zu unserer Bestürzung den amerikanischen Spiriten Slade — der, nachdem er bei den Engländern sich durch seine Geisterbeschwörungen ein grosses Vermögen erworben, endlich entlarvt und als ein gemeiner Betrüger erkannt wurde, — sein Handwerk mit demselben Erfolg in Deutschland fortsetzen sehen und es ist ihm gelungen, selbst einige hervorragende Physiker hinter's Licht zu führen. Und sucht nicht eine besondere spiritische Literatur, die durch zahlreiche Journale vertreten wird, diesen schmähhlichen Charlatanismus mit dem Mantel der Wissenschaft zu bedecken? Im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen, der Spektralanalyse und des Darwinismus, im Jahrhundert der monistischen Naturerklärung — wie soll man da die Rückfälle in den finstern Aberglauben des Mittelalters erklären? . . . Gewiss diese mystische Neigung hat nur deswegen so tiefe Wurzeln in uns geschlagen, weil sie im Laufe der Jahrhunderte durch Erblichkeit gefestigt ward, weil sie fortwährend gekräftigt und bestätigt wurde durch angebliche Offenbarungen, d. h. durch pathologische Anpassungen gegenüber der Seele.““ (Häckel, Zellular-Psychologie. Franz. Uebersetzung von Jul. Soury. Paris. Germer Baillière 1880. S. 100.) Diese pathologischen Anpassungen an die Seele, wie Häckel die Religionen nennt, haben wirklich die grösste Verwandtschaft mit Spiritismus, und zwar noch heutzutage, trotz dem Bannfluche und den Beschwörungsformeln der Kirchen.“ (S. 17.)

„Ein Correspondent der „„Gartenlaube““ in Leipzig, Hr. Elcho, kam aber hinter Slade's Schliche. Hr. von Hartmann weigerte sich in ziemlich verlegener Weise, ohne Zweifel wenig geneigt, in Slade einen Mitkämpfer seiner Lehre, einen Apostel der Philosophie des Unbewussten anzuerkennen, besonders seit Dühring auf die Verwandtschaft dieser Philosophie mit dem amerikanischen Spiritismus mit dem Finger hingewiesen hatte. Virchow machte sich den Spass, folgende Bedingungen zu stellen. . . Was Helmholtz betrifft, so gab er ungefähr dieselbe Antwort (4. Nov. 1877), die einst Faraday den Gebrüdern Davenport gegeben. . . In Leipzig, wo er bei einem Freunde Zöllner's seine Wohnung bezog, nahm Slade seine Uebungen wieder auf . . . kurz das ganze alte Spiel, das von Zöllner in seinen „„Wissenschaftlichen Abhandlungen““ unter dem pomphaften Titel: „„Meine Experimente mit Herrn Slade zu Leipzig““ auf's Naivste beschrieben wird. Es ist hier nicht der Ort, von den Speculationen des gelehrten Astronomen über seinen angeblichen Raum von vier Dimensionen zu reden, den ihm die Geister enthüllt hätten, noch auf die Sonderbarkeiten dieses grossen Denkers zurückzukommen, der sich vielleicht so lange an ungesunden Visionen

berauscht, bis er schliesslich bei der Lehre der Illuminaten und einem hellsehenden Wahnsinn anlangt. Er selbst erzählt, dass, als vor 6 Jahren sein schönes Buch „„über die Natur der Kometen““ erschienen, das Gerücht gegangen sei, er sei närrisch geworden“. . . .

„Nun ist es auch wieder die Verehrung Zöllner's für seinen ehrwürdigen Collegen, den Physiker Wilhelm Weber, die ihn blindlings wissenschaftliche Glaubenssätze annehmen liess, welche sich bei ihm stets in eine Art von religiösen Glauben verwandeln. Er hat die Herren Weber und Th. Fechner genau seinen „„Experimenten““, die er mit Slade angeordnet zu haben glaubt, folgen lassen: niemals vergisst er diese berühmten Gelehrten als Zeugen seiner Experimente aufzuführen, und in Wahrheit würde dem Zeugnis solcher Männer das Gewicht nicht abgehen, wenn nicht der eine 76 und der andere 79 Jahre alt wäre. Ich beeile mich, da man Slade kennt, auf den Brief Wundt's an Ulrici zu kommen. Wundt ist einer der Professoren der Universität Leipzig, welche ernannt worden waren, den Sitzungen des amerikanischen Mediums beizuwohnen. Es lag ihm daher daran, öffentlich seine Ansicht über eine Frage auszusprechen, die Ulrici eine „„wissenschaftliche““ nennt, weil nach diesem Philosophen nennenswerthe Gelehrte dieselbe ernstlich untersucht hätten. Ulrici hat nichts selbst gesehen, sein Glaube stützt sich einzig und allein auf die Autorität einiger Zeugen. Aber diese Zeugen, sagt Ulrici, sind Physiker, Naturforscher; das ist somit eine wissenschaftliche Autorität. Woran erkennt man nun aber in Wirklichkeit eine wissenschaftliche Autorität? Das sind die Fragen, die Wundt gleich Anfangs an Ulrici richtet.“ (S. 8.)

„Die Männer der Wissenschaft, welche Ulrici anruft, waren also hier nicht an ihrem rechten Platze: „„sie sind inkompetent““. Der einzige Kompetente — weil er mehrere „„Experimente““ Slade's studirt und mit Erfolg nachgemacht hat, — ist Dr. Christiani, Präparator am physiologischen Institute zu Berlin. Dieser nun versichert, dass jene Versuche einfache Taschenspielerstücke seien.“ (S. 9.)

„Die Antwort Ulrici's an Wundt, die soeben in Halle in einer Brochüre von 28 Seiten erschienen ist, sucht die Hauptsachen des Leipziger Professors Satz für Satz nach scholastischer Art zu widerlegen, ohne jedoch auch nur eine einzige neue Thatsache zu bringen. Es ist fast ein Beispiel von vernünftelter Manie (*folie raisonnante*). Wir glauben zu wissen, dass der Physiologe dem Philosophen nicht weiter antworten wird. . . . Jeder der das gelesen, was der gelehrte Astronom zur Vertheidigung Slade's öffentlich ausgesprochen, wird zu schmerzlich sich von Mitleid bewegt fühlen, um mit rücksichtsloser Feder gewisse fressende Geschwüre auch nur zu berühren, deren verhängnissvolles Umsichgreifen Niemand mehr zu verhindern vermag.“ (S. 12.) „Für Niemanden von gewöhnlicher, einfacher Bildung, der seine Gedanken methodisch zu verwenden weiss, vermöchten die sogenannten spiritischen Phänomene als Gegenstand einer wissenschaftlichen Prüfung erscheinen. Die Umstände

und Bedingungen der betreffenden Thatsachen (und diese sind überall die nämlichen) gehören vor das Forum der Irrenärzte, der Taschenspieler, ja selbst der Sittenpolizei. Dies ist auch genau der Fall mit dem bekannten amerikanischen Spiriten Henry Slade, dessen Leipziger Sitzungen beim Professor Ulrici einen längst schon vorbereiteten Geisteszustand herbeigeführt zu haben scheinen und die Veranlassung zu dem Artikel in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“ geworden sind, auf welchen Professor Wundt in einem stellenweise höchst pikanten Schreiben antwortete, aus dem wir einen Auszug bringen werden. . . Der von Zöllner zuweilen angeschlagene lyrische Ton, seine Apostrophen an Grimmelshausen, sein Gebet zum „Vater des Sternenhimmels“, einige kleine Zusammenhangslosigkeiten der Rede, die periodische Wiederkehr derselben Phrasen und Gedanken — das Alles scheint an die Symptome eines Geisteszustandes zu erinnern, der übrigens gar wohl eine Zeit lang mit einer fruchtbaren wissenschaftlichen Thätigkeit im Gebiete der Astrophysik zusammen bestehen mag.“ (S. 4.)

Jules Soury,

„Spiriten und Gelehrte aus Nr. 2873 und 2876 vom 7. u. 10. October 1879 des Pariser Journals „*La République Française*““ nebst Antwort auf denselben von Charles Fauvety“. In's Deutsche übersetzt von Dr. Em. Schärer. Waltershausen bei Gotha 1880.

58.

„Herr Zöllner ist eines Angriffs auf sein sittliches Verhalten in der Affaire mit Mr. Slade gewärtig; er spricht den Argwohn aus, man könne ihn wohl gar selber als gemeinen Betrüger verdächtigen. O nein! aber auch ein redlicher Mann, der dem Betrüger blindlings traut, kann unter Umständen dadurch einen sittlichen Fehltritt thun. . . . „Reiten Sie hinaus durch Ihr Leipzig in's Johannisthal und blicken Sie von der Anatomie bis zum botanischen Garten die Reihe von Instituten entlang, die allein der kleine Staat Sachsen für Zwecke der Naturforschung gebaut hat, sich zum Ruhme, ganz Deutschland zu Nutz und Vorbild. Und gerade da müssen sich nun die Spiritisten niederlassen wie der Knoblauch unter den Eichen des Rosenthals; und ihre denkfaulen Gönner wännen, so ein armseliges Häuflein von Pfuschern ohne Vorschule, das da experimentirt wie die Katze mit dem Spucknapf, werde was Erkleckliches beitragen zur Naturwissenschaft, den Meistern am Zeuge flicken und dem Cultusminister freiwillig unter die Arme greifen.“ (S. 9.)

„Nur die allgemeinen Sätze stehen mir fest, dass, wer Taschenspielerkunststücke für Geld macht, ohne sie als solche einzugestehen, ein Betrüger ist, und wer sich selbst übernatürlicher Kräfte rühmt, erst recht ein volksverderberischer Schurke, oder wahnsinnig oder endlich beides zugleich.“ (S. 8.) „Der öffentlichen Meinung ist Slade Slade geblieben, obschon Zöllner sein Prophet ward. Die Hochschule von Leipzig prangt in gewohntem Frühling; wer merkt's, dass ihr durch fremde Bubenhand ein Zweiglein angeknickt worden, das, so Gott will, über's Jahr wieder mitblüht? Der Naturforschung endlich sammt der echten Wissen-

schaft überhaupt — wenn's nicht lächerlich klänge aus des geringen Gastes Munde — würd' ich zurufen: sie leben hoch!“ (S. 156.)

Alfred Dove,

Professor der Geschichte an der Universität zu Breslau.

Anonym: „Der Spiritismus in Leipzig“. Separatabdruck aus der Wochenschrift: „Im neuen Reich“ 1878. Nr. 19. Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

59.

„Herr Zöllner ist ein Naturforscher von grosser Begabung, der im Anfang seiner Laufbahn einige hoffnungsvolle Arbeiten lieferte. Da es ihm auf dem Gebiete der exacten Naturforschung missglückte, warf er sich ganz auf das Gebiet der Metaphysik. Was seine Persönlichkeit anbetrifft, so zeichnet er sich schon seit Jahren durch eine cynische Grobheit aus. Diese Art und Weise der Polemik liess schon vor einigen Jahren die Vermuthung entstehen, dass sich bei Zöllner Spuren einer beginnenden Geistesstörung zeigten.“

Ein anonymmer Jude.

Israelitische Wochenschrift 11. Sept. 1878.

60.

„Es ist ein hässlicher Hexensabbath, welchen wir so die Koryphäen der Naturwissenschaft aufführen sehen.“

Ein anonymmer Protestant.

Protestantische Kirchenzeitung 9. Nov. 1878.

61.

„„Ein hervorragender Berliner Irrenarzt weist mit Nachdruck auf die in Zöllner's Familie vorhandene Tendenz zum Wahnsinn hin und nimmt keinen Anstand, Zöllner selber für wahnsinnig zu erklären. Ein junger Docent (Christiani), welcher sich in einem Spielwaaren-Laden, in welchem Taschenspieler ihre Kunststücke kaufen, Slade's berühmtes Tafel-Kunststück und Anderes besorgt hatte, durch welche Zöllner behauptete, überzeugt worden zu sein, producirte diese Kunststücke mit grossem Geschick in Abendgesellschaften. . . . Zöllner nimmt den Kampf in vier dicken Bänden auf, welche er in 20 Monaten geschrieben hat. . . . Obschon der heftige Angriff auf Helmholtz nur eine der zahlreichen Verletzungen des collegialen Anstandes war, wofür der arme, blinde Privatdocent Dühring mit vollem Rechte seines Lehrstuhles in Berlin beraubt wurde, so wünscht doch keiner der von Zöllner am schärfsten angegriffenen Collegen, dass er seines Amtes entsetzt werde, sondern man will ihn der Universität erhalten zur Illustration des in Deutschland fast allgemein aufrecht erhaltenen Principes, dass die Stellung eines Professors eine lebenslängliche ist.““

„Ein Brief aus Leipzig.“

Abgedruckt in der amerikanischen Zeitung „Nation“ vom 12. Febr. 1880.

62.

„Ist hier nicht ebenso positiv die vierte Dimension des Herrn Zöllner unter Null herabgedrückt, wie kürzlich von Professor Wiedemann in Leipzig die strahlende Materie und der vierte Aggregatzustand des Herrn Crookes in ihr Nichts aufgelöst worden sind?

Werden die Herren Professoren zu Leipzig endlich zur Besinnung kommen, werden sie durch das Geständniss, dass sie getäuscht worden sind, die auf der Universität Leipzig lastende Schmach, welche die Affaire Slade herbeigeführt hat, wieder gut machen und den Schandfleck deutscher Wissenschaft von der *Alma mater* an der Pleisse wieder wegwischen?

Der Unfug mit den hochtrabenden Redensarten von vierdimensionalen Räumen und dem vierten Aggregatzustande ist entlarvt und die Leipziger Fakultät sollte ihre geistersehenden Mitglieder durch ein kaltes Sturzbad ernüchtern, indem sie ihnen die Alternative stellt, entweder Irrthum zu bekennen und künftig derartigen Blödsinn nicht mehr drucken zu lassen, oder von der Lehrthätigkeit zurückzustehen. Mögen die genannten Männer noch so bedeutende Verdienste um die Wissenschaft haben, so hat die ihnen schuldige Rücksicht doch nicht so weit zu gehen, dass man, wenn sie an der Grenze des Wahnwitzes stehen, ihnen die Erziehung der akademischen Jugend noch weiter überlässt. Treffend spricht sich hierüber ein amerikanisches Blatt, das „Newyorker Belletristische Journal“ aus, indem es sagt:

„„Diese Herren ziehen die Wissenschaft und die freie Forschung in den Staub, indem sie die erbärmlichsten Gaunerstückchen, die offenbarsten Betrügereien in unglaublicher Verblendung für Wahrheit hinnehmen und verächtliche Albernheiten, die in Tingel-Tangels gehören, in die Hallen der Wissenschaft einführen, als wären sie ebenbürtig mit deren höchsten Problemen. Wenn sie die politische und wirthschaftliche Reaktion, welche jetzt in Deutschland waltet, auch auf das wissenschaftliche Gebiet übertragen, wenn sie die Quellen vergiften, an denen die Jugend der Nation sich lagert, um ihren Durst nach Wahrheit zu stillen — dann ist es wahrhaftig an der Zeit, dass man ihnen ein donnerndes „„Halt! bis hierher und nicht weiter!““ zurufe. Sie müssen zurücktreten von ihrer Hüterschaft des Bornes der Weisheit und ihn würdigeren und fähigeren Händen überlassen, bis dieser Zustand krankhafter Geistesthätigkeit vorüber und die Vernunft bei ihnen wieder in ihre Rechte eingetreten ist. Eine weitere Fortsetzung und Unterstützung solchen Unfuges kann den Dunkelmännern nur zur Freude gereichen, so lange Jene in ihren verantwortlichen autoritativen Stellungen verbleiben.““

„Frankfurter Zeitung“ vom 23. März 1880. Wiederholter Abdruck am 29. März. Ebenso in der „Berliner Volks-Zeitung“. Organe der sogenannten Freiheitshelden, Fortschrittsmänner und Demokraten Sonnemann, Virchow u. dgl. m.

63.

„Unsere Zeitungsschreiber.“

Mel.: „Fünfmahlhunderttausend Teufel.“
(Frei nach „Most's Proletarierliederbuch,“ No. 41.)

„Hatten einstens ein paar Lumpen
Ihre „Existenz verfehlt“;
Nichts zu beissen, nichts zu pumpen,
Ohne Ehr' und ohne Geld.

Arbeit wollt' den Herrn nicht munden,
Führten nur den Löffelstiel;
Hätt' der Werktag nur sechs Stunden,
Wär' es ihnen noch zu viel.

Sprach der klügste von den Lumpen:
Bin nun satt der Plackerei!
Nichts zu beissen, nichts zu pumpen,
Da verhungert man dabei.

Mag nicht Pfriem noch Nadel führen,
Beil und Axt der Teufel hol'!
Will hinfort die Feder rühren
Für des lieben Volkes Wohl.

Führ' ich Freiheit nur im Munde,
Find' beim Volk' ich stets Gehör!
Und er ward zu dieser Stunde
Journalist und Redakteur.

Und er schrieb von Tag zu Tage
Stets den gleichen Phrasenquark
Und bekam für diese Plage
Alle Jahr' neuntausend Mark.

Und der zweite von den Lumpen
Jetzo bei sich denken thut:
Nichts zu beissen, nichts zu pumpen,
Das ist nur für Lumpen gut.

Hirnverbranntes Zeug zu schmieren,
Ist ja keine Hexerei;
Will vom Zeitgeist profitiren,
Treib' nun auch die Schmiererei!

Führ' ich Gleichheit nur im Munde,
Find' beim Volk' ich stets Gehör,
Und er ward zu dieser Stunde
Journalist und Redakteur.

Täglich malt in grellen Farben
Er des Volkes Elend aus;
Doch statt mit dem Volk zu darben,
Führt er nun ein grosses Haus.

Und der dritte von den Lumpen
Macht's, so wie die andern zwei;
Volle Schüsseln, volle Humpen
Bringt die Journalisterei!

Führ' ich Bruderlieb' im Munde,
Find' beim Volk' ich stets Gehör;
Drum als Dritter in dem Bunde
Werd' auch ich nun Redakteur.

Und der Mann der Bruderliebe
Predigt nun den Bruderhass,
Schürt der Raubgier wilde Triebe,
Wühlt und hetzt ohn' Unterlass.

Und es folgte diesen Dreien
Auch der Vierte, Fünft' und Sechst',
Täglich wuchsen ihre Reihen
Wie im Korn das Unkraut wächst.

Prächtig die Geschäfte gehen,
Bringen Ehre und Gewinnst;
Von den „zwölf Aposteln“ stehen¹⁾
Neune in der Presse Dienst.

Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe
Schallt das Lied im Chorus jetzt;
Wer was hat, dem ziemen Hiebe,
Wer was ist, wird abgesetzt!

Nieder mit den blut'gen Steuern;
Nieder mit dem Kapital!
Doch das Abonnement erneuern
Müsst Ihr jegliches Quartal.

Lumpen wurden Zeitungsschreiber,
Ihre Noth ist nun gestillt;
Klappert, hetzet nur, Ihr Treiber,
Jagt in's Garn das arme Wild!

¹⁾ „Damit werden doch hoffentlich nicht die zwölf socialdemokratischen Abgeordneten im deutschen Reichstag gemeint sein?? A. d. Setzers.“

Hei, wie prächtig sich rentiret
Eure Zeitungsschreiberei!
Und die Masse abonniret
Und verkommt noch mehr dabei.“

„Urwühlers Haus- und Reisepsalter. Socialdemokritisches von Tölke dem Jüngeren.“
Bern u. Leipzig. Georg Froben. 1878.

64.

„Hrn. Hansen ist in Wien entschieden Unrecht geschehen. . . . Das unfreiwillige Ende seiner zuletzt behördlich verbotenen Productionen hat ihn in dem Urtheile der meisten Wiener mit einem schwer auf ihm lastenden Makel behaftet, der ihn fortan in seiner Ehre und seinem Erwerbe wesentlich zu beeinträchtigen vermag. Die Gerechtigkeitsliebe der Journalistik, die in Wien doch zuletzt fast immer die Oberhand gewinnt, verlangt, dass man das abfällige öffentliche Urtheil über Hansen corrigire . . . Diese Correctur hat ihre eigentliche dringliche Berechtigung weit weniger noch im Interesse des Individuums Hansen als in jenem, dass gebildete Zeitgenossen sich über so auffällige Dinge, wie sie die Productionen Hansen's waren, ein richtiges und sachgemässes Urtheil zu bilden vermögen.“

Dr. C. B. Brühl,

Ordentl. Professor der Zoologie und Anatomie a. d. Universität zu Wien.
(„Wiener Allgemeine Zeitung“ v. 17. u. 19. März 1880.)

65.

„Gerichtssaal. Wien, 27. März. [Orig.-Ber.] (Magnetiseur Hansen.) Nach Verlesung aller Actenstücke erhielt Herr Heinrich Fischer, Assistent für Chemie an der technischen Hochschule, das Wort. Er sagte:

„Ich war überzeugt, dass es nicht möglich wäre, Hansen auf wissenschaftlichem Gebiete zu packen. Ich habe daher den Weg eingeschlagen, dass ich die Physikalische Gesellschaft ersuchte, Hansen einzuladen, um ihn vor Fachmännern die Experimente vornehmen zu lassen, um hiedurch einen Irrthum klarzulegen, der das Volk verbinde. Damit unsere Gesellschaft jedoch nicht dupirt werde, besuchte ich die Vorstellungen Hansen's und liess mich im Interesse der Wissenschaft sogar als Medium gebrauchen, um der Gesellschaft schon mit Daten entgegenzutreten zu können.

Nicht aus Hass gegen Hansen, sondern nur um der Wissenschaft einen Dienst leisten zu können, habe ich das Schamgefühl beiseite gelegt und bin auf die Bühne gegangen. Es war von Hansen höchst unvorsichtig, mich als Medium zu wählen, weil er sehen musste, mit welchem Ernst ich mich seinen Proceduren unterzog. Ich befolgte alle Weisungen Hansen's, jedoch wusste ich stets, was ich that. Ich fragte dann Hansen, ob er glaube, dass das Experiment an mir gelungen sei; auf dies hin hielt Hansen eine kurze Rede an das Publicum und stellte einzelne Medien als Schwindler hin, welche die Bühne betreten, um das Publicum und ihn zu täuschen. Ich wollte diesen Schimpf nicht auf mir ruhen lassen, wollte sprechen, doch

liess Hansen mich nicht zu Worte kommen, endlich fiel die Claque ein. Als schliesslich Ruhe eingetreten war, sagte ich dem Hansen, dass er ein gemeiner Schwindler sei.“

Das Urtheil lautete: Die Berufung des Herrn Karl Hansen wird als unbegründet zurückgewiesen.

Die Gründe des Urtheils lauten wörtlich:

„Der Angeklagte hat zugestanden, dass er Herrn Hansen öffentlich einen gemeinen Schwindler genannt hat, und es fragt sich, ob dieser Ausdruck nach §. 491 als Schmähung oder nach §. 496 als Beschimpfung aufzufassen ist. Was das Wort „gemein“ betrifft, so kann es im vorliegenden Falle speciell mit dem Worte „gewöhnlich“ ganz gut identificirt werden, indem es auch in diesem Sinne von Wirkung ist, insoferne nämlich ausgedrückt werden sollte, dass Herrn Hansen alle wissenschaftlichen Hilfsmittel fehlen, welche einem Schwindler höherer Sorte vielleicht zu Gebote stehen würden. Hiezu kommt die Erwägung, dass Herr Hansen selbst die Grenzen des Anstandes in keiner Weise überschritten hat, daher man auch dem Angeklagten nicht zumuthen kann, dass er selbst in der Aufregung eine Schmähung mit dem Worte „gemein“ im Sinne hatte. . . .

Herr Hansen ist nicht, wie sein Vertreter meinte, als ein Künstler aufzufassen; er ist vorzugsweise ein Geschäftsmann, denn er sucht seinen Erwerb in der Verwerthung seiner Kraft. Der Geschäftsmann aber, der eingegangene Zusagen nicht hält, handelt unehrenhaft. Thatsächlich ist Herr Hansen seinen Versprechungen nicht treu geblieben. Erstens hat er behauptet, dass er bloss durch seinen Willen wirkt, während nach Aussage der Zeugen Lukesch, Lehrmann, Binder und Last thatsächlich von Hansen in einzelnen Fällen eine grosse mechanische Kraft angewendet wurde. Während nun der Sachverständige Dr. Rubens behauptet, dass die mechanische Kraft in keinem Zusammenhange mit dem Hypnotismus steht, ist es doch erwiesen, dass thatsächlich mechanische Kraft angewendet worden ist, und diese Anwendung mechanischer Kraft seitens des Herrn Hansen ist durch nichts Anderes zu erklären, als durch seine Absicht, die thatsächlich nicht hypnotischen Individuen durch die Hervorrufung eines Schmerzgefühles entweder einzuschüchtern und willfährig zu machen oder ihre Aufmerksamkeit von der weiteren Procedur abzulenken. Diese Handlungen sind auf Täuschung des Publicums berechnet gewesen und decken somit den Begriff des Wortes Schwindel.

Damit ist der Beweis entehrender Handlungen erbracht, und mehr kann dem Geklagten nicht zugemuthet werden, umsomehr, als es sich nicht um eine harmlose Gaukelei, sondern um ein hochinteressantes Phänomen handelt, mit dessen ernstem Studium eine Reihe von Fachmännern sich beschäftigt und welches von der Wissenschaft erst noch zu erforschen ist.“

„Wiener Allgemeine Zeitung“ v. 27. März 1880. (Abendblatt.)

66.

— „„Zu viel Techniker““ — so lautet der Titel eines trefflichen, vom „Süddeutschen Bank- und Handelsblatt“ veröffentlichten Artikels,

welchen wir allen Eltern und Vormündern zur Beherzigung empfehlen. Unter Anderem heisst es daselbst: „„Die Zahl der Ingenieure, Architekten und Bauführer ist so gross, dass die bestehenden technischen Bildungsanstalten mindestens 10 bis 12 Jahre leer stehen dürften, bis alle absolvirten Techniker in irgend eine Stelle eingerückt sein werden. Unser Blatt hat schon mehrere Male auf die Thorheit hingewiesen, dass Beamte und Handwerker ihre Söhne zum Studiren schicken, statt sie eine rechte Hantirung lernen zu lassen. Deshalb laufen bei uns in Deutschland so viel armselige Candidaten, Praktikanten, Schreiber und Techniker herum, die in allen Ecken und Enden auf ein Pöstchen lauern. Daher kommt das vermehrte geistige Proletariat, welches unsere Gesellschaft und Literatur vergiftet. Daher datirt auch der Niedergang des Handwerks, weil alle halbwegs fähigen Köpfe zum Studium bestimmt oder verurtheilt werden. Diese Leute leisten dann in ihrem „„wissenschaftlichen““ Beruf doch nichts Rechtes oder mindestens nichts Bedeutendes, während sie als Handwerker eher brauchbare und tüchtige Meister geworden wären. Wenn unsere Vorfahren ebenso thöricht zu Werke gegangen wären, würde das deutsche Handwerk wohl niemals einen Weltruf erlangt und niemals Männer wie Kraft, Vischer u. A. erzeugt haben.““

Leipziger Tageblatt v. 1. Mai 1880.

67.

„Es lässt sich keiner seinen Glauben
Durch eines Andern Weisheit rauben,
Und Jeder, wie's im „„Nathan““ heisst,
Sein Ringlein als das rechte preist.
Der feiert Schelling, Jener Hegel,
Und Schopenhauer selbst, der Flegel,
Zählt, ob er gleich ein Querkopf war,
Nach Tausenden der Jünger Schaar.
So hat dies Tripel-Asterisma
In unsern Bund gebracht das Schisma
Vom eingefleischten Wahn befreit,
Ward Herz und Hirn mir himmelweit,
Und mit der Freiheit wuchs die Stärke,
Und kritisch ging ich nun zu Werke,
Und sieh, ich fand am Christenthum
Manch kritisches Kriterium,
Fand künstlich es gestellt auf Schrauben,
In uns'rer Zeit kaum noch zu glauben.
Da kam vom grossen David Strauss
Der „neue Glaube“ just heraus.
Und jetzo ward mir's plötzlich klar,
Dass alles And're Schwindel war.

Der Götzendienst ward mir zum Ekel,
Ich hielt's mit Büchner und mit Häckel,
Erfasst' das „„Universum““ ethisch
Und schloss den Bund mit jenen „„Wir““,
Die heute der Gesellschaft Zier
Und als die feine Minderheit
Die Welt bevölkern weit und breit.
Mir blühet in Naturerkenntniss
Und opportunem Weltverständniss
Philosophie und Himmelreich,
Im Wissen auch der Glaube gleich.
Und wie ich, denkt ganz genau
Auch meine liebe, gute Frau,
Und mit begeistertem Applaus
Optiren wir für David Strauss.“

M. Reymond.

„Das Buch vom bewussten und unbewussten Herrn Meyer. Humoristisches Supplement zu Hartmann's „„Philosophie des Unbewussten““ in zierliche Reimlein gebracht.“
Bern u. Leipzig. 1879. (S. 78 — 80.)

68.

August Bebel, Socialdemokrat,
im deutschen Reichstage am 17. Juni 1872:

„Die religiöse Entwicklung steht mit der politischen und wirtschaftlichen in einem harmonischen Zusammenhange. Der Protestantismus ist die Religion des Bürgerthums, einfach, schlicht, hausbacken, die auch eine gewisse Freiheit und Bewegung gestattet, mit der Wissenschaft aber ebenso im Widerspruch steht wie der Katholicismus. Dieser letztere Grund macht es mir schwer zu glauben, dass, wenn die Herren hier für dieses oder jenes religiöse Dogma eintreten, sie dies aus wirklicher Ueberzeugung thun, denn es ist unmöglich, dass Jemand, der auf dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft steht — und das kann man doch von jedem Mitglied dieses Hauses voraussetzen — überhaupt an religiöse Dogmen glaube. Das jetzige Auftreten kann also nur ein Act der Zweckmässigkeit oder der Rücksichtnahme auf materielle Interessen sein. Den Vorwurf, dass der Jesuitismus die Sitte und Moral untergrabe und demgemäss staatsgefährlich sei, kann man mit demselben Rechte der Bourgeoisie und ihrem System zurückgeben.“

Leipziger Tageblatt v. 2. Juni 1872, 1. Beilage.

Lieb knecht, Socialdemokrat,
im deutschen Reichstage am 4. Mai 1880.

„Abg. Lieb knecht: Dass das Sozialistengesetz die Wirkung, welche Sie sich von ihm versprochen haben, nicht gehabt hat, könnte ich durch die blosse Erwägung der soeben in Hamburg erfolgten Wahl eines Sozialisten erweisen. Indessen wäre das ja doch erfolglos, da wir uns in

der dritten Lesung befinden, und die Annahme des Gesetzes bereits entschieden ist. Es wird mir darum auch nicht leicht, das Wort zu nehmen, zumal ja auch ausserhalb des Reichstags die Gleichgültigkeit gegen alle in diesem geführten Verhandlungen von Tag zu Tage zunimmt. Wir haben uns über die Wirkung und über die Handhabung des Sozialistengesetzes niemals Illusionen hingegen. Wir wussten, dass wir es mit einem Ausnahme- und Polizeigesetz zu thun haben und haben die Ausschreitungen und Uebergriffe der Polizei vorhergesagt. Illusionen hat man sich nur auf liberaler Seite hingegen, und dort war es besonders der Abg. Lasker, welcher allerdings seitdem gewissermassen in Sack und Asche hier dafür Busse gethan hat, wenn ihm auch auf seinem Bussgange nicht gerade viele seiner Freunde gefolgt sind. Wir haben es freilich vorhergesagt, dass von dem Moment ab, wo Sie eine politische Partei in die Acht erklären, die Ausschreitungen der Partei nicht ausbleiben können. Nun dürfen Sie sich über nichts mehr wundern, der Pfeil ist einmal abgeschossen, Sie haben die Wirkung einfach abzuwarten. Wir haben auch durchaus nicht die Absicht, an Ihr Rechtsgefühl oder an Ihr Mitleid zu appelliren, wir wollen nur von dieser Tribüne aus, die uns allein noch geblieben ist, dem Volke die Zustände zeigen und Ursache und Wirkung neben einander stellen. Das Sozialistengesetz ist nur erlassen in Folge der Attentate, wären diese nicht gewesen, dann hätte der passendste Vorwand gefehlt. Man hat so viel als irgend möglich verbreitet, die Hödel und Nobiling sind Sozialisten gewesen. Nun, es ist mir gelungen, in den Besitz eines Originalbriefes zu gelangen, den der Arzt, welcher Nobiling behandelte, s. Z. an einen Kollegen gerichtet hat. Daraus geht hervor, dass Nobiling so wenig wie Hödel je in dem geringsten Zusammenhang mit der Sozialdemokratie gestanden hat. Der Brief lautet:

„Berlin den 7. Juli 1878. Hochgeehrter Herr Kollege! Obwohl im Gesundheitszustande des Dr. Nobiling keine Aenderung eingetreten ist, da er sich wohl fühlt, auch alle Funktionen regelmässig vor sich gehen — er hat heute mit Behagen gebadet u. s. w. u. s. w. Die untere Kopfwunde eitert ziemlich stark, er klagt öfter über Kopfschmerz, will sich aber geistig mehr beschäftigen, und da seine Gedächtnisskraft zunimmt, bringt er manches aus der Vergangenheit theils zu Tafel, theils zu Papier. Als ihn der Untersuchungsrichter fragte, ob er denn damals gar keinen Respekt vor dem Greisenalter Sr. Majestät gehabt habe, entgegnete er: Nein! (Der Präsident unterbricht den Redner, ihn ersuchend, sich auf den Nachweis zu beschränken, dass Nobiling kein Sozialdemokrat gewesen.) Er antwortete, dass ihm sein hohes Alter gerade deswegen keinen Respekt einflösse . . .“

Präsident Graf von Arnim: Ich wiederhole, dass ich die Verlesung dieses Passus nicht dulden werde.

Abg. Liebknecht (fortfahrend): Nun, er erklärte, durch Aeusserungen Schillers über die Könige aus dem Hause Hugo Capets, namentlich über Karl IX., den Urheber der Bluthochzeit, zu seinen Ansichten gelangt

zu sein. Er sagte schliesslich, dass er es für nöthig gehalten habe, dass andere Rathgeber um den Monarchen weilen, und dies glaubte er am besten durch einen Thronwechsel zu erreichen. Unterzeichnet ist dieser Brief: Dr. Lewin. Dass Nobiling kein Sozialdemokrat gewesen, ist damit erwiesen, ich will auch keine andere Partei beschuldigen, denn für derartige Verbrechen kann man niemals eine Partei verantwortlich machen. Aber soviel Gerechtigkeit fordern wir wenigstens, dass man uns nicht in so unverantwortlicher Weise weiter beschuldige. Wir glauben, dass die Thatsache dieses Briefes auch diejenigen richtet, welche in systematischer Weise den Hass gegen uns organisirt haben. Ich muss noch eine weitere Illusion zerstören. Es wurde behauptet, dass die Sozialisten durch das Ausnahme-Gesetz ernüchtert und gemässigter geworden seien. Davon kann keine Rede sein.“

„Die Post“ v. 5. Mai 1880.

69.

„Hoch lebe die Commune! Macht hier das Leben gut und schön, kein Jenseits giebt's, kein Wiedersehn! *Vive la France!*“ Vgl. oben S. 9.

Max Hödel,

erster Kaiser-Attentäter vor seiner Hinrichtung.

„Ich bin revolutionärer Socialist! Ich identifizire mich mit dem energischen revolutionären Gefühl des Volkes und ich bedaure, dass früher einmal im Reichstage von socialistischer Seite der Zusammenhang der Sozialisten mit den russischen Anarchisten geleugnet wurde. Ich acceptire diese Vereinigung.“ (Hört, hört.)

Hasselmann, Socialdemokrat,

Rede im deutschen Reichstage am 4. Mai 1880.

„Die Post“ v. 5. Mai 1880.

70.

Drei Socialdemokritische Burschen-Lieder.

aus

„Urwüblers Haus- und Reisepsalter von Tölke dem Jüngeren“. Leipzig 1878.

1. Bundeslied.

Mel.: „Brüder reicht die Hand zum Bunde.“

„Brüder, reicht die Hand zum Bunde,
Die Ihr auf dem Erdenrunde
Gegen das Besteh'nde wühlt!
Die Ihr, diese Welt zu bessern,
— Sei's mit Phrasen oder — Messern —
Dringend das Bedürfniss fühlt.

Ihr, die muthig zieht vom Leder
Auf erhabenem Katheder
Weltzersetzende Doktrin,

Die Ihr, selber giftgeblähet,
Gift in junge Herzen säet,
Statt zu wecken Bürgersinn!

Und Ihr Andern, die als Knechte
An des Papstthums finst're Mächte
Liefiern wollet die Nation
Und zum heil'gen Zweck als Mittel
Wählt den Socialistentitel,
Liebelt mit der Rebellion!

Gruss und Handschlag Euch vor Allen,
Die Ihr schwöret zu Lassallen,
Louis Blanc und Compagnie!
Die den Staat als Melkkuh achten
Und ihm nach der Sahne trachten,
Doch für's Futter sorgen nie!

Ihr auch, die Ihr gar nichts denket,
Nur, von rohem Trieb gelenket,
Feinde jeder Ordnung seid,
Die, in Fuselgeist ersoffen,
Nichts mehr glauben, nichts mehr hoffen,
Nur zu Frevel stets bereit;

Petroleurs und Häng-Gendarmen,
Mordgesellen ohn' Erbarmen,
Die gezeugt der Hölle Schlund —
Seid im Dienst der heil'gen Sache
Als ein grauses Corps der Rache
Hochwillkommen unserm Bund!

Seid willkommen, Anarchisten,
Moskowitz'sche Nihilisten,
Die da knie'n vor'm Fetisch Null',
Kommunisten, Abstinenten,
All' Ihr Narrenhauspatienten,
Krankend an socialer Schrull' —

Schliesst mit uns die bunte Runde,
Glieder seid in unserm Bunde,
Der den Krieg der Welt erklärt;
Gilt's, die Zähne einst zu weisen
Dem Geschlecht von Blut und Eisen,
Ziehet Ihr mit uns das Schwert!

Und auch Ihr, die Pickelhauben
Zwangen, Schwarz-Weiss-Roth zu glauben,
Reichsheloten, all' herbei!

Schliesst Euch an dem Rächerchore,
Danebrog und Tricolore,
Polen aus der Polakei!

Wie Ihr Euer Ziel auch nennet,
Welche Farbe Ihr bekennet,
Rache ist's, was Ihr bezweckt:
Drum lasst Euer Schwert nicht rosten,
Jeder steh' auf seinem Posten,
Wenn der Rache Stunde schlägt!“

2. Untreue.

Mel.: „Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen gethan?“

„Was hab' ich denn meinem Freund Bismarck gethan,
Dass er mich nicht länger im Reichstag will lan?
Er schickt mich nach Hause, wol kenn' ich den Schlich,
Er hätt' einen Andern viel lieber als mich!

Was hab' ich verbrochen, was trägt er mir nach,
Dass plötzlich er Freundschaft und Liebe mir brach?
Det bisken Jewühle und Mordattentat?
Ach Jott, wovor wär' man Socialdemokrat?!

„Auflösende“ Mittel sind gar nicht gesund,
Wer ohnehin schwach ist, kommt ganz auf den Hund;
Du weiter, du grosser, du schöner Reichtagssaal;
Hab' schier dich gesehen zum allerletzten Mal!!“

3. Vor den Neuwahlen.

Mel.: „O alte Burschenherrlichkeit.“

„Mit unsrer Reichstags-Herrlichkeit
Ging's über Nacht zu Ende;
Nun wappnet, Brüder, Euch zum Streit,
Dass sich das Blatt nicht wende!
Zu Zwölfen sassen wir im Kohl;
Wie viele bleiben übrig wol?
O jerum jerum jerum
Habt Acht, sonst gibt's 'nen Leerum!

Seit Meuchler sich in uns'rer Mitt'
Gefunden gleich zu Paaren,
Geriethen wir in Misskredit
Selbst bei den Proletaren.
Ballt Mancher zwar im Sack die Faust,
Vor Meuchelmord ihm dennoch graust;
O jerum jerum jerum
Geht nicht mit Schiessgewehr um!

Dies Missgeschick ist nimmer neu,
Verfolgt uns wie ein Schatten,
Wenn statt der Worte leerer Spreu
Wir jemals säen Thaten.
Stolz rasseln wir mit Phrasenblech;
Doch, wenn wir handeln — welches Pech! —
O jerum jerum jerum
Dreht sich nach uns der Speer um!

Drum ist's am besten allemal,
Wir bleiben bei den Phrasen
Und drehen mit der Rede Schwall
Dem dummen Pöbel Nasen.
Stimmt Eure Pauken Mann für Mann
Und hebt das alte Klaglied an:
O jerum jerum jerum
Die ganze Welt macht Kehrum!

Die alte, harte, finstre Zeit
Kehrt wiederum zurücke
Und bald hienieden weit und breit
Herrscht nur Tyrannentücke.
Man demolirt des Armen Haus
Und bauet dann Kasernen draus,
Das ganze Volk, *o jerum!*
Man wandelt's in ein Heer um.

Es wuchert uns das Eigenthum,
Das Privileg der Reichen,
Um Haus und Herd und Bett herum,
Verschlingt selbst uns're Leichen.
Nichts bleibt uns, als der Arme Kraft,
Die für den Erzfeind Schätze schafft,
Indessen, wir *o jerum*,
Den Schnappsack hängen leer um.

Drum, liebes Volk, ermanne dich
Beim Klang der rothen Lieder!
Lass' deine Helden nicht im Stich,
Und wähle ja sie wieder!
So lange wir im Parlament,
Getraut sich nicht das Regiment;
Doch sind wir futsch, *o jerum*,
Schlägt's in die Kreuz und Quer um!

So wollen wir Land auf, Land ab
Dem Volk die Lage malen;

Wir greifen froh zum Wanderstab
Und sorgen nicht für's Zahlen.
So macht man, ist die Zeit auch hart,
Noch gratis 'ne Vergnügungsfahrt;
Das gute Volk, *o jerum*
Sorgt für den *nervus rerum*!

Weshalb auch sollt' es gerne nicht
Den Obolus erneuern
Als Zoll der Demokratenpflicht?
's ist ja gewohnt an's Steuern!
Gib nur, und fällt dir's noch so schwer,
Den rothen Peterspfennig her,
Du gutes Volk, *o jerum*,
Der bringt dich nicht noch mehr um!“

71.

Fürst v. Bismarck, über die Abschaffung der Todesstrafe.

Rede im Abgeordnetenhouse am 1. März 1870.

„Ich kann mir denken, dass Jemandem, der an eine Fortsetzung des individuellen Lebens nach dem leiblichen Tode nicht glaubt, die Todesstrafe härter erscheint als demjenigen, der an die Unsterblichkeit der ihm von Gott verliehenen Seele glaubt; aber wenn ich der Frage näher ins Auge sehe, so kann ich auch das kaum annehmen. Für Jemand, der des Glaubens nicht ist — zu dem ich mich von Herzen bekenne — der Tod sei ein Uebergang von einem Leben in das andere, und wir seien im Stande, auch dem schwersten Verbrecher auf seinem Grabe die trostreiche Verheissung zu geben: *mors janua vitae* — für Jemand, der diese Ueberzeugung nicht theilt, müssen die Freuden dieses Lebens einen solchen Werth haben, dass ich ihn fast um die Empfindungen, die sie ihm bereiten, beneide; er muss in einer Beschäftigung leben, die für ihn so befriedigende Erfolge aufweist, dass ich seinem Gefühle darin nicht zu folgen vermag, wenn er mit dem Glauben, dass seine persönliche Existenz mit diesem leiblichen Tode für ewig abgeschlossen sei — wenn er mit diesem Glauben es überhaupt der Mühe werth findet, weiter zu leben.

Ich will hier nicht auf den tragischen Monolog von Hamlet verweisen, der alle die Gründe anführt, die ihn bewegen sollten, nicht weiter zu leben, wenn die Möglichkeit nicht wäre, nach dem Tode vielleicht zu träumen, vielleicht doch noch etwas zu erleben — wer weiss, was. — Wer aber darüber mit sich einig ist, dass diesem Leben kein anderes folgt, der kann dem Verbrecher, der, um mit den Worten des Dichters zu reden, „festen Blicks vom Rabenstein in das Nichts hinein sieht“, für den der Tod die Ruhe, der Schlaf, den Hamlet ersehnt, der traumlose, nicht zumuthen, bei solcher Auffassung in der engen Zelle eines Gefängnisses, beraubt von Allem, was dem Leben einen Reiz verleihen kann — um die Worte eines

Gelehrten zu gebrauchen — das Phosphoresciren seines Gehirns noch eine Zeit lang fortzusetzen.

Ich habe hier das Gefühl gehabt, dass das Wort des Dichters: „und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein“, und dass das andere Wort, dass „das Leben nicht der Güter Höchstes ist“, bei uns in ein merkwürdiges Vergessen gerathen, in einen Wust von, meines Erachtens, falscher Sentimentalität begraben worden ist.

Ich bin bereit zu erklären, dass die fortschreitende Vervollkommnung der menschlichen Einsicht und Bildung, alle die Güter der Civilisation, die wir mit Recht rühmen hören, das Fortschreiten der Gesittung nicht ohne Antheil an der Sache ist. Es ist das Fortschreiten derjenigen Gesittung, deren Grundlage sich auf das Christenthum unserer Väter zurückführen lässt; sie wirkt noch heute in allen Schichten des Volkes, sie trägt sie heute noch, die Sitte.“

„Wollte Gott,¹⁾ dass ich ausser dem, was der Welt bekannt wird, nicht andere Sünden auf meiner Seele hätte, für die ich nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung hoffe. Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos; meinem Gefühl nach, eher feig, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, thut mir Unrecht; er soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatz erst selbst einmal versuchen.

Was die Virchow'sche Sache anbelangt, so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rath annimmt; wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demüthigem Gebet vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche, nicht umstösst. Was Kirchenbesuch anbelangt, so ist es unrichtig, dass ich niemals ein Gotteshaus besuche. Ich bin seit fast 7 Monaten entweder abwesend oder krank, wer also hat die Beobachtung gemacht?

Wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes an Gott mangeln, hoffe, dass seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufes den Stab demüthigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelnde Freundesworte, noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urtheil machen. . . .“

72.

Professor Virchow über die Abschaffung der Vivisection.

„(N. L. C.) Die Petitionskommission des Reichstags beschäftigte sich heute mit den Petitionen wegen Verbotes bzw. Beschränkung

¹⁾ Die obigen Worte sind einem vor kurzem veröffentlichten Briefe Bismarck's d. d. Berlin 26. Decbr. 1865 an den Prediger André entnommen. Vgl. „Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler. Ein Zeit- und Lebensbild für das deutsche Volk, von Fedor v. Köppen.“ Leipzig 1876. S. 463 ff.

der Vivisektion. Der „internationale Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter“ hatte dabei eine ganze Reihe detaillirter Punkte aufgestellt, nach welchen im Wege der Reichsgesetzgebung gegen die Vivisektion vorgegangen werden sollte. Als Sachverständiger war für die heutige Verhandlung der Abg. Virchow zugezogen worden. Derselbe zeigte, dass die Anschauung, von welcher die Petenten ausgehen, nothwendig die Verwerflichkeit der Vivisektion und überhaupt der experimentellen Methode behaupten müsse, wie denn thatsächlich die Bewegung auch nach dieser Richtung gehe. Dem gegenüber beleuchtete er die experimentelle Methode als das Lebensprinzip der modernen Biologie. In einer überaus interessanten historischen Skizze wies er nach, wie die alte Methode der Beobachtung am todten Material in einem zweitausendjährigen Zeitraume keinen Fortschritt der medizinischen Wissenschaft zu bewirken vermochte, und wie dann durch den Engländer W. Harvey, Leibarzt Jakob's I., durch Versuche an lebenden Thieren die Blutcirculation entdeckt und damit eine vollständige Revolution in der Wissenschaft herbeigeführt worden. Seitdem ist die experimentelle Methode die Grundlage der grössten Fortschritte geworden. Besonders die Kenntniss der Nervenfunktionen war nur auf diesem Wege zu erlangen. Dass die Forschungen auf diesem Gebiete bereits abgeschlossen und deshalb die Vivisektion entbehrlich sei, könne in keiner Weise zugegeben werden. Unentbehrlich sei die experimentelle Methode auch für die Arzneimittellehre. Der Redner erläuterte dies durch eine Erzählung, wie in seinem Laboratorium durch Versuche an Thieren das jetzt bei menschlichen Operationen in so ausgedehntem Masse und so erfolgreich angewandte Chloral als Arzneimittel entdeckt worden sei. Auch die von den Petenten verlangte Ausschliessung der Vivisektion zu blos demonstrativen Zwecken hält Virchow im Interesse der Vorbildung der Mediziner für nicht zulässig. Von einem prinzipiellen Verbot der Vivisektion bzw. der experimentellen Methode kann demnach nicht die Rede sein. Die Frage ist nur, wie es sich mit den von der antivivisectionistischen Agitation behaupteten Ausschreitungen verhält. Virchow leugnet nicht, dass einzelne Ausschreitungen vorkommen mögen, aber die Angaben der Agitation bezeichnet er als höchst übertrieben. Was die Forderung betrifft, dass Hunde, Katzen und Pferde von der Vivisektion ganz auszuschliessen seien, so seien Katzen und Pferde so unbequeme Beobachtungsobjekte, dass man sich ihrer nur bedienen werde, wenn man sie haben müsse. Hunde würden allerdings vorzugsweise benutzt, aber, wie er mit Zahlenangaben darthat, keineswegs in dem Masse, wie die Agitation es glauben zu machen suche. Auch der Forderung eines Verbots der Privatvivisektionen trat Virchow entgegen. Die Zahl der Privatvivisektion sei überhaupt eine überaus geringe; andererseits würde ein solches Verbot unter Umständen eine schädliche Behinderung wichtiger wissenschaftlicher Forschungen bewirken. Welche Folgen übrigens gesetzgeberische Massregeln gegen die Vivisektion haben würden, zeigte Virchow an den neuerdings in England gemachten

Erfahrungen. Dort hat man bekanntlich ein derartiges, zur Verhütung von „Missbräuchen“ bestimmtes Gesetz erlassen. Die Folge ist gewesen, dass seitdem keine nennenswerthe physiologische Arbeit mehr in England erschienen ist. — Aus der Kommission wurden Einwendungen gegen die Virchow'schen Ausführungen nicht laut. Man war allgemein der Ansicht, dass Beschwerden über etwaige Missbräuche bei der Vivisektion auf den Universitäten an die Landesbehörden zu richten seien, dass im Uebrigen aber die antivivisektorische Bewegung von einer krankhaften Sentimentalität ausgehe und in ihren das Publikum gegen die medizinische Wissenschaft erregenden Wirkungen durchaus zu missbilligen sei. Schliesslich wurde einstimmig beschlossen, bei dem Plenum des Reichstags zu beantragen: 1) In Erwägung, dass die Vivisektion auf den Lehranstalten im Interesse der wissenschaftlichen Forschung nicht entbehrlich erscheint, 2) in fernerer Erwägung, dass Aenderungen des Reichsstrafgesetzbuchs in der von den Petenten gewünschten Richtung nicht als nothwendig nachgewiesen sind, 3) in fernerer Erwägung, dass die Petenten ihre Beschwerden über etwaige Missstände in Bezug auf Vivisektionen bei den Lehranstalten vorgesetzten Landesbehörden anzubringen haben — über die Petitionen zur Tagesordnung überzugehen.“

National-Zeitung v. 2. Mai 1880.

„Die Vivisection“.

„Die krankhafte Manie, welche neuerdings eine Masse Menschen zu Feinden der Vivisection gemacht hat, ohne dass die Meisten derselben wohl einen rechten Begriff von Dem haben, was sie bekämpfen, ist soeben einer höchst interessanten Be- und Verurtheilung unterzogen worden, und zwar von keinem Geringeren als von Rudolf Virchow.“

Leipziger Tageblatt v. 2. Mai 1880.

73.

„Einweihung des Denkmals für Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen.“

Renchen, 18. August 1879.

„Als wir vor drei Jahren, am 17. August 1876, den zweihundertjährigen Todestag des renchener Stadtschultheissen Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, des Verfassers des „Simplicius Simplicissimus“ und der andern bekannten sogenannten simplicianischen Schriften, feierten, ahnte wohl keiner der Anwesenden, dass die Hoffnung, dem grössten Dichter des 17. Jahrhunderts, der so viele Jahre in dem kleinen Städtchen Renchen am Schwarzwald als Prätor segensreich für seine Gemeinde wirkte und als Dichter und Schriftsteller so reiche Schätze schuf, an der Stätte seines Wirkens und Todes ein bleibendes Denkmal zu errichten, dass diese Hoffnung, die der damalige Festredner, Herr Gessler aus Lahr, in so beredten Worten aussprach, sich so bald erfüllen würde. In Begeisterung für den grossen Dichter, der so naturwahr aus dem wirklichen Leben heraus die Schrecken und Greuel des dreissigjährigen Krieges und die damalige furcht-

bare Verwilderung und Verlotterung Deutschlands aus eigenen Erlebnissen so ergreifend schildert, so wie im Interesse ihrer Vaterstadt haben einflussreiche und würdige Männer Renchens, unter denen wir besonders die Herren Otto Behrle und Amand Goegg — der wohl vielen Ihrer Leser unter dem Namen „der alte Republicaner“ bekannt sein wird, der 1848 Präsident der provisorischen Regierung von Baden war, später zum Tode verurtheilt nach der Schweiz flüchtete, in Genf seinen bleibenden Aufenthalt nahm, bis er begnadigt wurde und seit Jahren in seiner Vaterstadt Renchen lebt — nennen, den ersten Schritt gethan, um „ihrem“ Grimmelshausen ein Denkmal zu setzen. Wie rasch ihre Bemühungen, das Interesse ihrer Mitbürger für die Sache zu erwecken, von Erfolg waren und wie opferwillig sie selbst gewesen, zeigte das gestrige schöne Fest, das der Enthüllung und der Uebergabe des prachtvollen Denkmals an die Stadt Renchen galt.

Den von dem Festcomité versandten zahlreichen Einladungen an Männer der Wissenschaft und Literatur zu dem Feste, das dem Andenken des „Simplicissimus“ geweiht sein sollte, war zahlreiche Folge geleistet; schon am Vorabend, Samstag Abend, fanden sich viele Gäste ein und theilten sich an dem zur Vorfeier veranstalteten Fackelzug und der geselligen Zusammenkunft in der Steh w a g e n'schen Wirthschaft. Am Sonntag, 17. Aug., Vormittags 10 Uhr, begann das eigentliche Fest mit dem Empfang der Gäste auf dem Bahnhofe, Begrüssung aller Theilnehmenden durch das Comité, Austheilung von Festzeichen an auswärtige Gäste durch die Festjungfrauen, die mit ihren weissen Kleidern und rothen Schärpen die Farben der Stadt Renchen darstellten, und dem Festzuge mit zwei Musikcorps nach dem Festplatze, wo das noch verhüllte Denkmal errichtet ist und wo unter schattigen Bäumen unmittelbar neben der Kirche der alte, am 17. August 1676 gestorbene Stadtschultheiss Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen begraben liegt.

Eine dort errichtete Tribüne, mit Laub und dem renchener Stadtwappen geschmückt, nahm das Festcomité auf, und die für die Ehrengäste vor der Tribüne unmittelbar unter dem Denkmal hergerichteten Sitze waren rasch besetzt. Ein von dem Oberlehrer Nenninger sehr fleissig und verständnissvoll einstudirter und sehr wirkungsvoll vorgetragener „Festgesang“ für gemischten Chor und Orchester von Chr. v. Gluck eröffnete die Feier der Enthüllung des Denkmals. Hierauf hielt der Vorsitzende des Comité's, Herr Otto Behrle, eine Ansprache über die Bedeutung des Tages, der die eigentliche Festrede des Herrn Professors Erich Schmidt aus Strassburg folgte. Der berühmte Literaturhistoriker schilderte in schwunghaften und von gründlicher Forschung zeugenden Worten die für Deutschland so schreckensreiche Zeit des dreissigjährigen Krieges, in der Grimmelshausen lebte, und die Verdienste, die letzterer sich um die damalige, gänzlich verloren gegangene, versumpfte und verwälschte deutsche Literatur erworben hat, indem er der erste war, der die deutsche Sprache wieder ohne Beimischung fremden Idioms und fremden Wesens zur Geltung brachte.

Am Schlusse seiner von der Zuhörerschaft begeistert aufgenommenen vorzüglichen Rede, bei dem auf den grössten Dichter des 17. Jahrhunderts, des Schöpfers des ersten deutschen Volksromans, Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, ausgebrachten Hoch fiel die Hülle des Monuments und ein von Herzen kommendes Ah! und Bravo! ertönte von allen Lippen. Der gemischte Chor mit Orchesterbegleitung stimmte dann das von Herrn Ignaz Heim aus Renchen, zur Zeit in Zürich, in Musik gesetzte Grimmelshausen'sche Gedicht „Komm, Trost der Nacht“ an; darauf folgte durch das Comitémitglied Herrn Goegg, welcher der eigentliche „Macher“ des Ganzen genannt werden kann, die Uebergabe des Denkmals an die Stadt und die Empfangnahme desselben seitens des Bürgermeisters.

Das Monument, von dem Herrn Bildhauer Breunig in Rastatt entworfen und verfertigt, ist ein 21 Fuss hoher Obelisk aus sehr feinem blau-rothem Sandstein. An der Vorderseite, der Strasse zugewandt, von der das Denkmal etwa 15m entfernt steht, befindet sich oberhalb des Piedestals ein von einem Eichenkranz umgebener Palmenzweig in erhabener, sehr schöner Arbeit, wie überhaupt alle Arabesken und Verzierungen an dem Gedenkstein von der Hand eines Meisters Zeugniss geben. Die vier Seiten des Piedestals sind mit folgenden Inschriften in Gold versehen: die Vorderseite zeigt unter dem Eichenkranz die Worte: „Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, dem grössten deutschen Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts, Schultheiss zu Renchen, gestorben zu Renchen den 17. August 1676, auf seiner Ruhestätte zum Gedächtniss errichtet am 17. August 1879.“ Die entgegengesetzte, also hintere Seite, trägt die Bezeichnung der bedeutendsten Schriften Grimmelshausen's: *Simplicissimus*, *Courasche*, *Springinsfeld*, *Wunderbares Vogelnest*. Die linke Seite des Denkmals zeigt folgende poetische Inschrift:

„Ob uns der Kampf zu Tod getroffen,
Deutsch war sein Herz und stark sein Hoffen;
Er hat aus dreissigjäh'rger Noth
Verkündet uns ein Morgenroth:
An Deiner Sprache hohem Gut,
An alten Sitten, biedern, frommen,
Halt fest, mein Volk, mit treuem Blut,
Dann müssen bess're Tage kommen.“

Auf der rechten Seite lesen wir folgende Strophen:

„Deutsch Volk, belogen und betrogen
Im Streit um hohes Ideal,
Durch Noth und Elend durchgezogen,
Aus Wunden blutend ohne Zahl,
Einfält'gen Herzens, tief verwildert,
Berührt doch von der Muse Kuss,
Deutsch Volk, Du warst, den er geschildert,
Der arme *Simplicissimus*!“

Umgeben ist das Denkmal von einem Blumenbeet in einem bronzirten eisernen Gitter.

Der übrige Theil des gestrigen Festtages war einem zahlreich besuchten Banket in der „Sonne“, einem allgemeinen Volksfest, Beleuchtung des Denkmals durch bengalische Flammen und einem belebten Festball gewidmet. Die Erinnerung an diesen Tag, der des denkbar günstigen Wetters für den Aufenthalt im Freien sich zu erfreuen hatte, wird bei den Renche- nern sowohl, die mit Genugthuung und Stolz auf ihre neue schönste Zierde der Stadt hinblicken, als auch bei den fremden Gästen, die eine so schöne opferwillige Gastfreundschaft hier gefunden, eine höchst angenehme und unverwischbar freudige sein.“

(Elsässer Journal.)

Kölnische Zeitung vom 20. August 1879. Nr. 230. Zweites Blatt.

74.

Literaturproben aus Grimmelshausen's Simplicius Simplicissimus.

1.

Das Lob des Bauernstandes.

(Original: Buch I, Cap. 3.)

„Du sehr verachter Baurenstand
Bist doch der beste in dem Land;
Kein Mann dich gnugsam preisen kan,
Wann er dich nur recht sihet an.

Wie stünd es jetzund um die Welt,
Hätt Adam nicht gebaut das Feld!
Mit Hacken nährt sich anfangs der,
Von dem die Fürsten kommen her.

Es ist fast alles unter dir,
Ja, was die Erd nur bringt herfür,
Worvon ernähret wird das Land,
Geht dir anfänglich durch die Hand.

Der Kaiser, den uns Gott gegeben,
Uns zu beschützen, muss doch leben
Von deiner Hand; auch der Soldat,
Der dir doch zufügt manchen Schad.

Fleisch zu der Speis zeuchst auf allein,
Von dir wird auch gebaut der Wein,
Dein Pflug der Erden thut so noth,
Dass sie uns gibt genugsam Brod.

Die Erde wär ganz wild durchaus,
Wann du auf ihr nicht hieltest Haus;
Ganz traurig auf der Welt es stünd,
Wenn man kein Bauersmann mehr fünd.

Drum bist du billig hoch zu ehrn,
Weil du uns alle thust ernährn;
Die Natur liebt dich selber auch,
Gott segnet deinen Baurenbrauch.

Vom bitterbösem Podagram
Hört man nicht, dass an Bauren kam,
Das doch den Adel bringt in Noth
Und manchen Reichen gar in Tod.

Der Hoffart bist du sehr befreit,
Absonderlich zu dieser Zeit;
Und dass sie auch nicht sei dein Herr,
So gibt dir Gott des Kreuzes mehr.

Ja, der Soldaten böser Brauch
Dient gleichwol dir zum Besten auch;
Dass Hochmut dich nicht nehme ein,
Sagt er: Dein Hab und Gut ist mein.“

2.

Das Lob der Nachtigall.

(Original: Buch I, Cap. 7.)

„Komm, Trost der Nacht, o Nachtigal,
Lass deine Stimm mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen! :|:
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vöglein schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen!
Lass dein Stimmlein
Laut erschallen, dann vor allen
Kanst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Obschon ist hin der Sonnenschein,
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen :|:
Von Gottes Güt und seiner Macht,
Weil uns kan hindern keine Nacht,
Sein Lob zu vollenbringen.
Drum dein Stimmlein
Lass erschallen, dann vor allen
Kanst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Echo, der wilde Widerhall,
Will sein bei diesem Freudenschall
Und lasset sich auch hören, :|:

Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allezeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören.
Drum dein Stimmlein
Lass erschallen, dann vor allen
Kanst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Die Sterne, so am Himmel stehn,
Lassen sich zum Lob Gottes sehn
Und thun ihm Ehr beweisen; ::
Auch die Eul, die nicht singen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Dass sie Gott auch thu preisen.
Drum dein Stimmlein
Lass erschallen, dann vor allen
Kanst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Nur her, mein liebstes Vögelein,
Wir wollen nicht die fäulsten sein
Und schlafend liegen bleiben; ::
Sondern, biss dass die Morgenröt
Erfreuet diese Wälder öd,
Im Lob Gottes vertreiben.
Lass dein Stimmlein
Laut erschallen, dann vor allen
Kanst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.“

3.

Herzbruder's Lied.

(S. 88 der Meyer'schen Ausgabe.)

„Mein lieber Herzbruder konnte nicht weiter sprechen, er schlang seinen Arm um meinen Hals und drückte weinend seinen Kopf an den meinen. So sassen wir eine Zeit lang da. Da glaubte ich ihm einen Freundesdienst leisten zu müssen, indem ich seine Trauer besänftigte, wie einst David es dem Saul gethan. Ich griff in meine Laute und schlug die schönste Weise an, die ich konnte. Bald hörte auch sein Schluchzen auf, er wischte die Thränen aus den Augen, und wie ich abermals begann, sang er dazu folgendes Lied:

„Wie ist mir nun geschehen,
Da ich dich meiden muss
Und soll dich nimmer sehen,
Noch reichen Hand und Kuss!

Du bist mein Augenschein,
Musst du gleich ferne sein,
Du thust mein Herz umfassen,
Ich kann nicht von dir lassen.

Ich seh' auf breiter Haide
Hier manches Blümlein stehn,
In rothem Sommerkleide
Gar lieblich anzusehn.
Du übertriffst sie weit
Mit deiner Lieblichkeit.
Du thust mein Herz umfassen,
Ich kann nicht von dir lassen.

Lieg' ich im Schlafe nieder,
Däucht mir, ich sei bei dir,
Erwache ich dann wieder,
Find' ich Niemand bei mir.
Doch ist im öden Zelt
Mein Lieb' mir nicht vergällt,
Du thust mein Herz umfassen,
Ich kann nicht von dir lassen.

Muss es denn sein geschieden,
Will's der getreue Gott, —
Führt uns zum ew'gen Frieden
Der, ach! doch bittre Tod, —
Was dann auch werden mag,
Am allerjüngsten Tag
Thu du mein Herz umfassen,
Ich kann nicht von dir lassen.“

4.

Jupiter und Simplicius.

Weissagung „von dem teutschen Helden, der die ganze Welt
bezwingen und zwischen allen Völkern Fried stiften wird.“

(Original: Buch III, Cap. 3 und 4.)

„Ach, Jupiter, deine Mühe und Arbeit wird besorglich allerdings umsonst sein, wenn du nicht wieder, wie vor diesem, die Welt mit Wasser oder gar mit Feuer heimsuchest; dann schickest du einen Krieg, so laufen alle böse, verwegene Buben mit, welche die friedliebende, fromme Menschen nur quälen werden; schickest du eine Theuerung, so ist's ein erwünschte Sach vor die Wucherer, weil alsdann denselben ihr Korn viel gilt; schickest du aber ein Sterben, so haben die Geizhals und alle übrige Menschen ein gewonnen Spiel, indem sie hernach viel erben; wirst derhalben die ganze Welt mit Butzen und Stiel ausrotten müssen, wenn du anders strafen wilt.“

Jupiter antwortet: „Du redest von der Sach wie ein natürlicher Mensch, als ob du nicht wütest, dass uns Göttern möglich sei, etwas anzustellen, dass nur die Böse gestraft und die Gute erhalten werden; ich wil einen teutschen Helden erwecken, der sol alles mit der Schärfe des Schwerts vollenden; er wird alle verruchte Menschen umbringen und die fromme erhalten und erhöhen.“

Ich sagte: „So muss ja ein solcher Held auch Soldaten haben, und wo man Soldaten braucht, da ist auch Krieg, und wo Krieg ist, da muss der Unschuldig so wol als der Schuldig herhalten.“

„Seid ihr irdische Götter dann auch gesinnt wie die irdische Menschen“, sagte Jupiter hierauf, „dass ihr so gar nichts verstehen könnet? Ich will einen solchen Helden schicken, der keiner Soldaten bedarf und doch die ganze Welt reformiren sol; in seiner Geburtstund wil ich ihm verleihen einen wolgestalten und stärkern Leib, als Hercules einen hatte, mit Fürsichtigkeit, Weisheit und Verstand überflüssig geziert; hierzu sol ihm Venus geben ein schön Angesicht, also dass er auch Narcissum, Adonidem und meinen Ganymedem selbst übertreffen solle; sie sol ihm zu allen seinen Tugenden eine sonderbare Zierlichkeit, Aufsehen und Anmüthigkeit vorstrecken und dahero ihn bei aller Welt beliebt machen, weil ich sie eben der Ursachen halber in seiner Nativitat desto freundlicher anblicken werde. Mercurius aber sol ihn mit unvergleichlich sinnreicher Vernunft begaben, und der unbeständige Mond sol ihm nicht schädlich, sondern nützlich sein, weil er ihm eine unglaubliche Geschwindigkeit einpflanzen wird; die Pallas sol ihn auf dem Parnasso auferziehen, und Vulcanus sol ihm in *hora Martis* seine Waffen, sonderlich aber ein Schwert schmieden, mit welchem er die ganze Welt bezwingen und alle Gottlosen niedermachen wird, ohne fernere Hülff eines einigen Menschen, der ihme etwan als ein Soldat beistehen möchte; er sol keines Beistands bedürfen. Eine jede grosse Statt sol von seiner Gegenwart erzittern, und eine jede Vestung, die sonst unüberwindlich ist, wird er in der ersten Viertelstund in seinem Gehorsam haben; zuletzt wird er den grösten Potentaten in der Welt befehlen und die Regierung über Meer und Erden so löblich anstellen, dass beides Götter und Menschen ein Wolgefallen darob haben sollen.“

Ich sagte: „Wie kan die Niedermachung aller Gottlosen ohne Blutvergiessen und das Commando über die ganze weite Welt ohn sonderbaren grossen Gewalt und starken Arm geschehen und zuwegen gebracht werden? O Jupiter, ich bekenne dir unverhohlen, dass ich diese Ding weniger als ein sterblicher Mensch begreifen kan.“

Jupiter antwortet: „Das gibt mich nicht Wunder, weil du nicht weist, was meines Helden Schwert vor eine seltene Kraft an sich haben wird; Vulcanus wird's aus denen Materialien verfertigen, daraus er mir meine Donnerkeil macht, und dessen Tugenden dahin richten, dass mein Held, wenn er solches entblösset und nur einen Streich damit in die Luft thut, einer ganzen Armada, wenn sie gleich hinter einem Berg eine ganze schweizer Meil Wegs weit von ihm stünde, auf einmal die Köpf herunter-

hauen kan, also dass die arme Teufel ohne Köpf daliegen müssen, ehe sie einmal wissen, wie ihnen geschehen. Wenn er denn nun seinem Lauf den Anfang macht und vor eine Statt oder Vestung komt, so wird er des Tamerlani Manier brauchen und zum Zeichen, dass er Friedens halber und zu Beförderung aller Wolfahrt vorhanden seie, ein weisses Fähnlein aufstecken; kommen sie dann zu ihm heraus und bequemen sich, wol gut; wo nicht, so wird er von Leder ziehen und durch Kraft mehrgedachten Schwerts allen Zauberern und Zauberinnen, so in der ganzen Statt sein, die Köpf herunterhauen und ein rothes Fähnlein aufstecken; wird sich aber dennoch niemand einstellen, so wird er alle Mörder, Wucherer, Dieb, Schelmen, Ehebrecher, Huren und Buben auf die vorige Manier umbringen und ein schwarzes Fähnlein sehen lassen; wofern aber nicht so bald diejenige, so noch in der Statt übrigblieben, zu ihm kommen und sich demüthig einstellen, so wird er die ganze Statt und ihre Inwohner als ein halsstarrig und ungehorsam Volk ausrotten wollen, wird aber nur diejenige hinrichten, die den andern abgewehrt haben und ein Ursach gewesen, dass sich das Volk nicht ehe ergeben. Also wird er von einer Statt zur andern ziehen, einer jeden Statt ihr Theil Landes, um sie her gelegen, im Frieden zu regieren übergeben und von jeder Statt durch ganz Teutschland zween von den klügsten und gelehrtesten Männern zu sich nehmen, aus denselben ein Parlament machen, die Stätt miteinander auf ewig vereinigen, die Leibeigenschaften samt allen Zöllen, Accisen, Zinsen, Gülten und Umgelten durch ganz Teutschland aufheben und solche Anstalten machen, dass man von keinem Frohnen, Wachen, Contribuiren, Geld geben, Kriegen, noch einiger Beschwerung beim Volk mehr wissen, sondern viel seliger als in den Elysischen Feldern leben wird. Alsdann (sagt Jupiter ferner) werde ich oftmals den ganzen *Chorum Deorum* nehmen und herunter zu den Teutschen steigen, mich unter ihren Weinstöcken und Feigenbäumen zu ergötzen; da werde ich den Helicon mitten in ihre Grenzen setzen und die Musen von neuem darauf pflanzen; ich werde Teutschland höher segnen mit allem Ueberfluss als das glückselige Arabia, Mesopotamiam und die Gegend um Damasco; die griechische Sprach werde ich alsdann verschwören und nur teutsch reden und mit einem Wort mich so gut teutsch erzeugen, dass ich ihnen auch endlich, wie vor diesem den Römern, die Beherrschung über die ganze Welt zukommen lassen werde.“

Ich sagte: „Höchster Jupiter, was werden aber Fürsten und Herrn darzu sagen, wenn sich der künftige Held unterstehet, ihnen das Ihrig so unrechtmässiger Weis abzunehmen und den Stätten zu unterwerfen? Werden sie sich nicht mit Gewalt widersetzen oder wenigst vor Göttern und Menschen darwider protestiren?“

Jupiter antwortet: „Hierum wird sich der Held wenig bekümmern; er wird alle Grosse in drei Theil unterscheiden und diejenige, so ohn-exemplarisch und verrucht leben, gleich den Gemeinen strafen, weil seinem Schwert kein irdische Gewalt widerstehen mag, denen übrigen aber wird er die Wahl geben, im Land zu bleiben oder nicht. Was bleibt und sein

Vaterland liebet, die werden leben müssen wie andere gemeine Leut, aber das Privatleben der Teutschen wird alsdann viel vergnüglicher und glückseliger sein als jetzund das Leben und der Stand eines Königs, und die Teutsche werden alsdann lauter Fabricii sein, welcher mit dem König Pyrrho sein Königreich nicht theilen wolte, weil er sein Vaterland neben Ehr und Tugend so hoch liebte, und das sein die zweite; die dritte aber, die Jaherrn bleiben und immerzu herrschen wollen, wird er durch Ungarn und Italia in die Moldau, Wallachei, in Macedoniam, Thraciam, Gräciam, ja über den Hellespontum in Asiam hineinführen, ihnen dieselbe Länder gewinnen, alle Kriegsgurgeln in ganz Teutschland mitgeben und sie alldort zu lauter Königen machen. Alsdann wird er Constantinopel in einem Tag einnehmen und allen Türken, die sich nicht bekehren oder gehorsamen werden, die Köpfe vor den Hintern legen; daselbst wird er das Römische Kaiserthum wieder aufrichten und sich wieder in Deutschland begeben und mit seinen Parlamentsherren, welche er, wie ich schon gesagt habe, aus allen teutschen Stätten paarweis samlen und die Vorsteher und Väter seines teutschen Vaterlands nennen wird, eine Stadt mitten in Teutschland bauen, welche viel grösser sein wird als Manoa in America, und goldreicher als Jerusalem zu Salomons Zeiten gewesen, deren Wäld sich dem tirolischen Gebürg und ihre Wassergräben der Breite des Meers zwischen Hispania und Africa vergleichen sol. Er wird einen Tempel hineinbauen von lauter Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphiren, und in der Kunstkammer, die er aufrichten wird, werden sich alle Raritäten in der ganzen Welt versamlen von den reichen Geschenken, die ihm die Könige in China, in Persia, der Grosse Mogor in den orientalischen Indien, der Grosse Tartar Cham, Priester Johann in Africa und der Grosse Czar an der Moscau schicken; der türkische Kaiser würde sich noch fleissiger einstellen, wofern ihm bemeldter Held sein Kaiserthum nicht genommen und solches dem Römischen Kaiser zu Lehen gegeben hätte.“

Ich fragte meinen Jovem, was dann die christlichen Könige bei der Sach thun würden. Er antwortet: „Der in Engeland, Schweden und Denemark werden, weil sie teutschen Geblüts und Herkommens, der in Hispania, Frankreich und Portugal aber, weil die alte Teutschen selbige Länder hiebevorn auch eingenommen und regiert haben, ihre Kronen, Königreich und incorporirte Länder von der teutschen Nation aus freien Stücken zu Lehen empfahen, und alsdann wird, wie zu Augusti Zeiten, ein ewiger beständiger Fried zwischen allen Völkern in der ganzen Welt sein.“

75.

Grimmelshausen als Erfinder eines physikalischen Instruments.

(Simplicissimus III. Buch, Cap. 1.)

„Darneben erdachte ich ein Instrument, mit welchem ich bei Nacht, wann es windstill war, eine Trompet auf drei Stund Wegs von mir blasen, ein Pferd auf zwei Stund schreien oder Hunde bellen und auf eine Stund

weit die Menschen reden hören konte, welche Kunst ich sehr geheim hielte und mir damit ein Ansehen machte, weil es bei jedermann ohnmöglich zu sein schiene. Bei Tag aber war mir besagtes Instrument, welches ich gemeiniglich neben einem Perspectiv im Hosensack trug, nit so viel nutz, es wäre dann an einem einsamen stillen Ort gewesen; denn man musste von den Pferden und dem Rindvieh an biss auf den geringsten Vogel in der Luft oder Frosch im Wasser alles hören, was sich in der ganzen Gegend nur regte und ein Stimm von sich gab, welches dann nicht anderst lautet, als ob man sich wie mitten auf einem Mark unter viel Menschen und Thieren befände, deren jedes sich hören lässt, da man vor des einen Geschrei den andern nicht verstehen kan.

Ich weiss zwar wol, dass auf diese Stund Leut sein, die mir dieses nicht glauben; aber sie mögen es glauben oder nicht, so ists doch die Wahrheit. Ich wil einen Menschen bei Nacht, der nur so laut redet, als seine Gewohnheit ist, an der Stimm durch ein solches Instrument erkennen, er sei gleich so weit von mir, als ihn einer durch ein gut Perspectiv bei Tag an den Kleidern erkennen mag. Ich kan aber keinem verdenken, wann er mir nicht glaubt, was ich jetzund schreibe, denn es wolte mir keiner glauben von denjenigen, die mit ihren Augen sahen, als ich mehrbedeut¹⁾ Instrument gebrauchte und ihnen sagte:

„Ich höre Reuter reuten, dann die Pferd sein beschlagen.

„Ich höre Baur kommen, dann die Pferd gehen barfuss.

„Ich höre Fuhrleut, aber es sind nur Baur, ich kenne sie an der Sprach.

„Es kommen Musquetier, ungefähr so viel, dann ich höre es am Geklapper ihrer Bandelier.

„Es ist ein Dorf um diese oder jene Gegend, ich höre die Hahnen krähen, Hund bellen etc.

„Dort geht eine Heerd Vieh, ich höre Schaf pleken, Kühe schreien, Schwein grunzen, und so fortan.“

Meine eigene Cameraden hielten anfangs diese Reden vor Aufschneiderei, und als sie im Werk²⁾ befanden, dass ich jederzeit wahr sagte, musste alles Zauberei und mir, was ich ihnen gesagt, vom Teufel und seiner Mutter offenbart worden sein. Also, glaub ich, wird der günstige Leser auch gedenken. Nichtsdestoweniger bin ich dem Gegentheil hierdurch oftmals wunderlich entronnen, wann er Nachricht von mir kriegte und mich aufzuheben kam; halt auch davor, wann ich diese Wissenschaft offenbart hätte, dass sie seither sehr gemein worden wäre, weil sie denen im Krieg trefflich zu statten käme, sonderlich in Belagerungen.“

¹⁾ mehrbedeut, mehr bedeutet, öfter erwähnt.

²⁾ im Werk, in der That.

76.

Eine literarische „Heiligthumsschändung“ Professor Virchow's im Bunde mit Ultramontanen und Nationalliberalen.

Grimmelshausen vor dem Richterstuhl des preussischen Abgeordnetenhauses am 16. März 1876.

Eine Scene aus der „Götterdämmerung“ in Berlin.

„Und bei diesen schreienden Thatsachen sollen wir noch die hergebrachte akademische Leisetreterei weiter üben und, um gute Collegen zu bleiben, der Schändung des deutschen Namens fernerhin geduldig zusehen?“¹⁾

Th. Mommsen,

Mitglied der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften,
Ordentlicher Professor an der Universität zu Berlin,
Ritter hoher Orden pp. etc. etc. etc.

„Auf der Tagesordnung steht die Fortsetzung der Berathung des Cultusetats pro 1876.“

„Bei Kap. 127 verweist Abg. Schorlemer auf eine Verfügung des Cultusministers, worin eine Anzahl Bücher als Prämien für Schüler empfohlen werden, welche geeignet seien, eine vaterländische Gesinnung bei der Jugend zu erwecken. Unter diesen Büchern befinde sich aber eins, welches unter dem Titel „Simplicius Simplicissimus“ die Geschichte eines Taugenichtses bringe, der nach langen Irrfahrten wieder auf den richtigen Weg zurückkehre. Die Darstellungen seiner Irrfahrt seien derart, dass die Würde des Hauses und die Rücksicht auf das Publikum auf den Tribünen ihn verhindere, einzelne Belagstellen daraus vorzulesen. Er würde nach § 34 der Geschäftsordnung die Frage aufstellen lassen, ob bei einer Verlesung dieser Stellen nicht die Oeffentlichkeit auszuschliessen sei. Wenn man Kindern ein solches Buch in die Hand gebe, so sei dies seelenmörderisch. Er hoffe, der Cultusminister werde eine Erklärung dagegen abgeben, dass dem Skandal ein Ende gemacht werden sollte.

Regierungscommissar Schneider:

Wenn die genannten Bücher zu Prämien empfohlen worden sind, so lag dabei selbstverständlich nicht die Absicht vor, jedes Buch auch jedem Kinde ohne weiteres in die Hand zu geben, sondern die Voraussetzung, der Lehrer werde das Buch zuvor prüfen. Was das vorliegende Buch betrifft, so kann ich die Versicherung geben, dass dessen Inhalt nochmals

¹⁾ Die obigen Worte befinden sich in einem Aufsätze Mommsen's zur „Promotionsfrage“ in den preussischen Jahrbüchern, herausgegeben von H. v. Treitschke und W. Wehrenpfennig 1876. April. Heft IV. S. 351. — Einer „Erklärung der philosophischen Facultät zu Jena“ gegen die in dem obigen Aufsätze gegen sie enthaltenen Angriffe Mommsen's wurde die Aufnahme in den preussischen Jahrbüchern, laut Angabe der Facultät, verweigert. Deshalb erschien diese Erklärung verspätet in dem „Anzeiger zur Jenaer Literaturzeitung“ Nr. 20, 1876. Juni.

geprüft werden wird. Es handelt sich bei Kindern darum, dass sie die Dinge beurtheilen lernen, wie dieselben beurtheilt werden müssen, wie wir ja auch bei der Beurtheilung der Heiligen Schrift kein Bedenken tragen auf die ernstesten und tiefsten Dinge einzugehen.

Abg. Virchow:

Ich muss constatiren, dass nach meinem Gefühl der Regierungscommissar in seinen Ausführungen nicht glücklich gewesen ist. Es wäre mir angenehmer gewesen, wenn er gesagt hätte, wir haben uns geirrt. Ich bin selbst so unglücklich gewesen, das Buch auf Grund dieser Empfehlung zu kaufen und war selten so erschreckt wie beim Lesen des Inhalts desselben. Ich wusste nicht, wie ich es geheim halten sollte, damit es keinem Mitgliede meiner Familie in die Hände fiel. (Hört, hört!) Ich wünschte, die Regierung entschlösse sich, den betreffenden Erlass direct zurückzunehmen.¹⁾

Regierungscommissar Schneider erklärt, dass es sich nicht um die Ausgabe handle, die Hr. Virchow in die Hand bekommen habe, sondern um eine Bearbeitung desselben durch den Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt.

Abg. Schorlemer constatirt, das fragliche Buch sei von Hugo Meyer gewesen.

Abg. Wehrenpfennig.

Keine Bearbeitung ist im Stande, den Inhalt des Buches so umzugestalten, dass dasselbe der Jugend in die Hand gegeben werden könnte. (Sehr richtig.)

Minister Falk:

Der Abg. v. Schorlemer ist von der Ansicht ausgegangen, dass ich die betreffenden Bücher selbst gelesen habe. Hoffentlich ist das nicht Ernst. Uebrigens werde ich jetzt das Buch lesen, und finde ich, dass es so ist, wie man es hier geschildert hat, so werde ich rundum eingestehen: es ist ein Fehler gemacht. (Bravo!)

Auf diesen Angriff des Freiherrn v. Schorlemer-Alst gegen die Bearbeitung des Simplicius von Hugo Meyer hat der letztere öffentlich eine Erklärung abgegeben, deren wesentlicher Inhalt²⁾ das Folgende ist:

„Auf den höchst ungerechten Angriff des Herrn Abgeordneten v. Schorlemer-Alst habe ich Folgendes zu erwidern: Der jetzt etwa 200 Jahre

¹⁾ Antistrophe:

„Ich muss constatiren, dass nach meinem Gefühl der Abgeordnete Virchow in seinen Ausführungen nicht glücklich gewesen ist. Es wäre mir angenehmer gewesen, wenn er, nachdem er durch den Ausdruck der Entrüstung in der deutschen Presse über sein Unrecht und seine Leichtfertigkeit aufgeklärt worden war, gesagt hätte: *ich habe mich geirrt*. Ich wünschte, Herr Professor Virchow entschlösse sich, den betreffenden Ausspruch direct zurückzunehmen und nach berichteter Erkenntniss „rundum einzugestehen: *es ist ein Fehler gemacht*“.

²⁾ Nach der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 23. März 1876.

alte Roman „Simplicius Simplicissimus“ enthält anerkanntermaassen eine vortreffliche Culturschilderung aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges und ausserdem viele Scenen von hochpoetischer Schönheit, die leider vielfach durch Aberglauben, gelehrten Wust und Rohheit entstellt sind. Schon oft haben Schriftsteller, welche die innere Tüchtigkeit dieses Romans erkannten, denselben für die Jugend bearbeitet, so z. B. Dr. List, Professor an der Cadettenschule in München, und Dr. Lauckhard, grossherzoglich sächsischer Oberstudienrath. Aber es gelang ihnen meines Erachtens nicht, eine wirkliche Entwicklung des Helden und einen versöhnenden Abschluss zu geben. Da wurde ich vom Vorstande des Norddeutschen Volksschriftenverlags zu einer neuen Bearbeitung des Romans aufgefordert, und in dieser suchte ich ebensowohl jene Mängel zu beseitigen als auch eine künstlerische Einheit und Abrundung herzustellen. Wahrlich, mit reinem Sinne bemühte ich mich, den köstlichen Kern der „Simplicissimus“-Geschichte aus der rauhen und oft rohen Hülle für die heute lebende reifere Jugend herauszuschälen. Nach wiederholter gewissenhafter Durchsicht strich ich alles, was irgendwelchen Anstoss reinen Gemüthern erregen konnte, und gab dem Ganzen ein ernstes, sittliches Gepräge, das kein Unbefangener verkennen wird. Dass mir dies im grossen Ganzen geglückt sein muss, dafür bürgt mir die Zustimmung vieler Männer, deren sittliche Urtheilskraft ich der des Herrn Abgeordneten v. Schorlemer-Alst gleichstellen muss. Dafür bürgen mir ferner die nicht unbedeutenden Erfolge, die das Büchlein auch sonst aufzuweisen hat. Das grossherzoglich oldenburgische evangelische Oberschulcollegium hat die von jenem Volksschriftenverlage herausgegebenen Schriften, zu denen auch mein „Simplicissimus“ gehört, allen untergebenen Behörden empfohlen. Das königlich sächsische Cultusministerium hat nach Prüfung ebenderselben Schriften deren Empfehlung bei Gründung von Volksbibliotheken zugesagt. Endlich hat das preussische Cultusministerium ebenfalls, wie oben bemerkt, dem „Simplicissimus“ seine Gunst zugewandt.

Aber den Herrn Abgeordneten v. Schorlemer-Alst scheint ganz besonders die Vorrede des Büchleins verdrossen zu haben, in der die Hauptschuld des betreffenden Krieges dem Jesuitenorden zugeschrieben wird. Darüber will ich hier nicht weiter streiten. Ich glaube mich nur nach dem Gesagten in meinem und meines Buches Interesse verpflichtet, die Behauptung des Herrn Abgeordneten, dasselbe enthalte eine Reihe von Obscönitäten, für unwahr zu erklären und zu behaupten, dass dasselbe nicht irgendwelche Stellen enthalte, die den Vorwurf der Unsittlichkeit verdienen.

Ich bedauere sehr, dass der Culturkampf den Herrn Abgeordneten v. Schorlemer-Alst zu so unberechtigten Angriffen hingerissen hat, und bitte schliesslich die hochgeehrten Redactionen, diese Erklärung in ihre Zeitungen aufzunehmen.“

Deutsche Allgemeine Zeitung vom 19. März 1876.

Eine Stimme aus dem Volke über Virchow's Schändung eines nationalen Heiligthums des deutschen Volkes.

(Berliner Börsenzeitung und Deutsche Allgemeine Zeitung v. 23. März 1876.)

„Komm her, du alter Hans Jakob Christoffel v. Grimmelshausen, und vertheidige dich. Denn hochnothpeinlich bist du angeklagt, einen Skandal schelten sie deine Schriften, und Leichtsinn nennen sie es, solche zu kaufen und zu lesen. Freilich, Alter, das muss auch ich sagen: in die Schulen gehörst du nicht, sowie du hier vor mir stehst, gekleidet in ein zerschlissen Landsknechtswams und die Lippe gekräuselt vom kecken Lächeln des Galgenhumors. Nein, willst du in unsern Schulen, den Stätten ehrbarer Zucht, deine Aufwartung machen, dann musst du dich schon demüthiger gebaren, sänftlich die Augen zu Boden schlagen und ein keusches Mäntelchen über deine Blössen hängen. Denn der Jugend, die ein offen Herz hat für das Böse wie für das Gute, frommt nicht, die Dinge zu sehen, wie sie sind; ihr sollen wir das Hässliche verbergen und nur das Schöne zeigen, und darum haben diejenigen recht, welche verlangen, dass namentlich du vor ihr erscheinst säuberlich gereinigt von allen den Schlacken, welche dir, du alter „Landstörtzer“, anhaften.

Aber thun sie doch so, als seiest du überhaupt ein übler Kumpan, nicht werth, in guter Gesellschaft geduldet zu werden! Und wer ist es, der also sich geberdet? Nicht blos jene muffige Gesellschaft, welcher schon du — es sind so beiläufig 200 Jährchen darüber hinweggegangen — trotzig den Fehdehandschuh hinwarfst, nicht blos die Knechte des römischen Hohenpriesters, nein, auch die Leuchten der Aufklärung, auch die Virchow und Wehrenpfennig weisen dich schnöde von sich!

Ist es nur möglich?! Rudolf Virchow, der Herausgeber der gemeinverständlichen wissenschaftlichen Vorträge, dieses literarischen Unternehmens, dem man Wunders welchen Einfluss auf die Bildung des Volkes nachrühmt, Rudolf Virchow findet zur Würdigung des „Simplicius Simplicissimus“ kein anderes Wort als den Ausdruck des Bedauerns, die paar Groschen für das Buch fortgeworfen zu haben! Rudolf Virchow ist der berühmtesten einer unter den deutschen Männern und meine Wenigkeit ein unbekannter Scribent, wie sie zu Dutzenden im Lande umherlaufen; aber bei allem Respect vor der Grösse der pathologischen Wissenschaft steh' ich nicht einen Augenblick an zu erklären, dass der hochgelahrte Mann durch die Abgabe des nackten schnöden Urtheils über den „Simplicissimus“ sich unsterblich blamirt hat.

Ein Freund erst musste ihm das Buch empfehlen, sonst hätte er's wohl nie gelesen, und als er dann beim flüchtigen Durchblättern auf ein paar Stellen stiess, wo mittelalterliche Rohheit zum ungeschminkten Ausdrucke kommt, da packte ihn der sittliche Abscheu, und er „secretirte“ das Buch vor seiner Familie. Mit welchen Augen er doch gelesen haben mag! Nur das Unsittliche, nur das Obscöne hat er gefunden, von dem köstlichen Duft echter Poesie, von welchem der „Simplicissimus“ an mehr

denn tausend Stellen durchweht wird, ist ihm nicht die leiseste Ahnung geworden!

Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Lass deine Stimm' mit Freudenschall
Auff's lieblichste erklingen u. s. w.

Ja, auch diese Strophen sind aus dem „Simplicissimus“, aber bis dahin ist Herr Virchow nicht gekommen, denn das herrliche Lied steht ja erst im siebenten Capitel, und lange vorher nöthigte ihn der sittliche Abscheu, das Buch zu „secretiren“. Secretiren — mir gruselt's bei dem Worte, das in diesem Munde einen so unangenehmen medicinischen Anstrich hat. Secretiren — wohin barg er nur das Buch? Ach, ich ahne: der unglückselige „Simplicissimus“, der da die frische Luft der Haide und des Waldes athmet, er ward zu jenen abscheulichen medicinischen Büchern in's Gefängniss gesteckt, die gleichfalls die Rücksicht auf die Familie zum Secretirtwerden verdammt hat. Ich weiss nicht, was für Sprösslinge den Ehebund des Herrn Virchow beglücken, und wenn sein Töchterlein und sein junger Herr Sohn noch die Schule besuchen, so hat er recht, ihnen den „Simplicius Simplicissimus“ vorzuenthalten; aber einem erwachsenen Sohne, einer erfahrenen Frau würde ich ohne Anstand das Buch in die Hand geben, nachdem ich ihnen vielleicht vorher einige Worte der Erklärung gesagt. Man muss freilich seine Leute kennen und wissen, ob sie die sittliche Reife besitzen, die Dinge mit unbefangenen Auge zu betrachten; eine unreine Phantasie entzündet sich allerdings, wie das schon in der Landtagsdebatte hergehoben worden, auch an den Darstellungen der Bibel.

Aber was mich mehr empörte als die Thatsache, dass ein paar prosaische Köpfe ihren Mangel an poetischem Verständniss vor versammeltem Abgeordnetenhouse öffentlich proclamirten, war der Umstand, dass unter all den Erwählten des Volkes sich nicht Einer fand, der aufgesprungen wäre: „Oho, ihr Herren, geht mir mit dem „Simplicissimus“ nicht zu hart um! Scheltet ihn, dass er in seinem unhöflichen Gewand sich in die Schule gedrängt, aber sonst lasst mir den alten geradredigen Kumpan in Ruhe!“

Aber nicht Einer erhob sich, und selbst unter den Agrariern fand sich niemand, der dem begeisterten Lobsinger des Bauernstandes das Wort geredet hätte:

Du sehr verachter Baurenstand,
Bist doch der beste in dem Land,
Kein Mann dich gnugsam preisen kan,
Wann er dich nur recht sihet an u. s. w.

Ach, nicht Eine Hand, nicht Ein Mund regte sich zur Vertheidigung des misshandelten „Simplicius“. Woher es wohl kam? Ei, wer wird sich zum Vertheidiger eines Unbekannten aufwerfen? Denn es ist eine ebenso traurige als unumstössliche Thatsache, dass der „Simplicius Simplicissimus“, der älteste deutsche Nationalroman, dem deutschen Volke so gut wie unbekannt ist. Dass er in seiner ursprünglichen Gestalt nicht Gemeingut

aller werden konnte, ist freilich erklärlich genug; die Sittenverwilderung des Dreissigjährigen Krieges spiegelt sich in ihm gar zu deutlich wieder, aber die Gebildeten der Nation sollten das Werk wie ein Schatzkästlein hüten und ehren. Leider jedoch ist auch ihnen selbst der Name des Autors, des Schultheissen Hans Jakob Christoffel v. Grimmelshausen zu Renchen im jetzigen Grossherzogthum Baden, fast fremd. Aber statt jeder Apologie des Verkannten oder vielmehr Nichtgekannten will ich mich auf das Zeugniß von Heinrich Kurz, dem berühmten Literarhistoriker, berufen. Nachdem er an Grimmelshausen eine doppelte Seite der Poesie unterschieden, eine künstlerische und eine volksthümliche, erkennt er der letztern die Palme zu. „Die Simplicianischen Schriften (die volksthümlichen)“ sagt er, „unterscheiden sich von den gelehrten oder kunstmässigen durch den heitern Geist und den frischen Humor, der sie belebt und den wir bei seinen Zeitgenossen, Logau und Schuppius ausgenommen, vergeblich suchen würden. Aber auch bei diesen tritt er nicht so entschieden hervor, während er bei Grimmelshausen in der lebenswürdigsten Reinheit erscheint. Dieser Humor, der so ganz deutsch ist, verbindet sich auf die schönste Weise mit der volksthümlichen Haltung in Sprache und Darstellung Endlich zeichnet sich seine Darstellung durch eine seltene rhetorische Kraft sowie durch grossen Gedankenreichthum aus, den er nicht blos seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, sondern ganz vorzüglich seiner scharfen Beobachtungsgabe und der daraus hervorgehenden tiefen Welt- und Menschenkenntniss verdankte.“

Das ist der Christoffel v. Grimmelshausen, dessen „Simplicissimus“ nach Hrn. v. Schorlemer-Alst eine Reihe von Obscönitäten enthält, dessen Buch Hr. Virchow „so leichtsinnig“ gewesen zu kaufen, den zu secretiren er sich die grösste Mühe gegeben. Virchow im Bunde mit Hrn. v. Schorlemer — *risum teneatis, amici!* Der letztere hat vielleicht durchaus recht; er spricht lediglich von der Bearbeitung, die in den Schülerbibliotheken Aufnahme gefunden, und wir können nicht wissen, ob jene nicht möglicherweise recht ungeschickt gemacht ist. Aber Virchow, der grosse, der berühmte Mann der Wissenschaft, der kurzweg einen der edelsten Geister der deutschen Nation „secretirte“! Da sammeln sie eben Spott und Hohn auf das Haupt eines Hallenser Professors, der sich ein paar werthlose Scherben als moabitische Alterthümer aufbinden liess, — was aber will das sagen gegenüber der beschämenden Thatsache, dass ein Professor der Berliner Universität, ein Mann, bekleidet mit den höchsten akademischen Ehren, einen genialen deutschen Dichter, ein leuchtendes Gestirn der deutschen Literatur wie einen Trossbuben behandelt!

„Erschreckt“ ist Hr. Virchow über das Buch — gewiss, wer die Gräuel des Dreissigjährigen Krieges aus eigener Anschauung malte, der konnte nicht eitel lachenden Spinat auf die Leinwand klecksen, er musste häufig grau zu grau mischen, wollte er eben ein getreues Conterfei entwerfen. Und getreu sind diese erschrecklichen Kriegsscenen gezeichnet, wie andererseits das bürgerliche Leben nach der Zeit des Dreissigjährigen

Krieges in dem „Vogelneste“ seine zutreffende Charakteristik gefunden hat. Das „Vogelnest“ — na, hätte er diese schreckliche Geschichte oder hätte er gar die „Courage“ gelesen, das Secretiren wäre dem Herrn Secretarius noch lange nicht genug gewesen! Aber er hat sie nicht gelesen, er hat überhaupt gar nichts vom braven Christoffel gelesen, sondern ein flüchtiges Durchblättern des „Simplicissimus“ — wie etwa ein Tertianer einen Roman nach „pikanten Stellen“ untersucht — genügte ihm, die moralische Abscheulichkeit des Dichters zu erkennen. Von dem köstlichen Humor, von dem tiefen Gemüth, das seine poetischen Arabesken um das ganze Buch schlingt, ist der kurzsichtige Secretarius nicht das mindeste gewahr geworden, und so entging ihm denn auch die hübsche kleine Wahrnehmung, dass wir im Christoffel v. Grimmelshausen eigentlich den Urvater des „Robinson“ vor uns haben, denn zu einer Zeit, da Daniel Defoe noch nicht geboren war, erzählte unser deutscher Dichter schon von den seltsamen Abenteuern, die Simplex auf der wüsten Insel erlebte.

Hätte er doch nur wirklich den guten Christoffel gelesen, der Herr Professor, dann würde er begriffen haben, weshalb den Römlingen daran gelegen war, einmal jenem am Zeuge zu flicken. Simplex bekennt sich allezeit als einen Feind der Pfaffen und des römischen Zwingherrn, und begeisterte Apologien hat er für den „deutschen Helden“, unter welchem wir niemand anders als Martin Luther zu verstehen haben. Das ist es, weshalb unsere Ultramontanen den „Simplicissimus“ mit ihrem Hasse verfolgen, und deshalb spähten sie nach einer Blösse, um ihm die Lanze in die Seite zu rennen. Dass ein Virchow ihnen als Schildknappe beisprang, und so ganz unberufenerweise! Denn noch einmal: Darin mag gefehlt worden sein, dass man einer schlechten Bearbeitung des „Simplicissimus“ Eingang in die Schule gewährte, aber mit Anerkennung dieser Thatsache zugleich über die ganze unvergleichliche Dichtung den Stab zu brechen, das, Hr. Virchow, war mehr als „leichtsinnig“, war empörend. Wenn es hier etwas zu „secretiren“ gab, dann, Herr Professor, war es — Ihre umfassenden Kenntnisse auf allen nur möglichen Gebieten der Forschung in Ehren — die crasse Unwissenheit, die Sie in diesem concreten Falle documentirten. Und halten Sie Ihr Vergehen nicht für einen geringfügigen Irrthum! Das Andenken eines grossen Dichters verunglimpfen, welcher die tiefe Zerfahrenheit seines Volkes auf das schmerzlichste beklagte und das arme geschändete deutsche Vaterland wie keiner seiner Zeitgenossen in warmem, liebeglühendem Herzen trug, mit prophetischem Blicke ihm eine bessere glückliche Zukunft prophezeiend, — das Andenken dieses edeln Patrioten beschimpfen, ist Heiligthumsschändung!

Und nun wende ich mich wieder zu dir, mein stolzer, herrlicher Christoffel v. Grimmelshausen! Ich glaube gar, du lachst mich aus, dass ich mich deinetwegen so echauffirt! Ach, du weisst nicht, wie hoch im Preise im heutigen Deutschland die Professorenweisheit steht, weisst nicht, dass Tausende von gutmüthigen Menschen blindlings dem Glauben schenken, was so ein knasterbärtiger berühmter Mann mit saurer

Miene daherknurrt! Das aber ist es, was mich ärgert, und deshalb wollte ich, da sie dir, meinem lieben Freunde, zu Leibe gehen, auch mit meiner bescheidenen Meinung nicht zurückhalten, mich der Hoffnung getröstend, dass unter denen, die diese Zeilen lesen, sich auch etliche finden werden, die auch mir vertrauen und die es nunmehr gelüstet, dich selber kennen zu lernen, auf dass sie erfahren, welch ein prächtiger, heiterer Kumpan du im Grunde bist. Und nun wandere wieder zurück zu deinem Ehrenplatze im Bücherschranke. Denn nach langen trüben Tagen blinzelt heute wieder einmal die Sonne lustig über das Land. In's Freie will ich gehen, und wenn ich ein grünes Reis finde, ich bringe es heim, dir zum Schmucke.“

„Ernst Schubert.“

Deutsche Allgemeine Zeitung v. 23. März 1876.

Abdruck aus der Berliner Börsenzeitung.

77.

Rudolph Virchow: „Das muss die Nation in sich aufnehmen, das muss sie verzehren und verdauen, daran muss sie nachher weiter arbeiten . . . alles dies basirt wesentlich darauf, dass wir Männer der Wissenschaft die Lehrsätze vollkommen fertig machen.“ (Vgl. oben Seite 4.)

Emil du Bois-Reymond:¹⁾ „Mit seltenen Ausnahmen spricht jeder Deutsche, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Wir sind schon zufrieden, wenn der Ausdruck den Gedanken nur ungefähr deckt und auf einen kleinen Denkfehler kommt es uns nicht an.“

Heraklit:²⁾ „Sie wissen von dem, was sie im Wachen thun, so wenig wie von dem, was sie im Schlafe thun. Es ist aber eine Schande, wie im Schlafe zu thun und zu reden. Der Wahn des Fortschritts ist Rückschritt im Fortschritt!“

Jesus Sirach (Cap. V. 14 u. 15): „Verstehest du die Sache, so unterrichte deinen Nächsten: wonicht, so halte dein Maul zu. Denn Reden bringet Ehre und Reden bringet auch Schande und den Menschen fället seine eigene Zunge.“

Rudolf Virchow: „Ich bin nicht empfindlich und trage den Mitgliedern der Regierung, selbst Bismarck nichts nach.“

78.

Professor Virchow's politische Thätigkeit.³⁾

„Der königliche Geh. Medicinalrath Herr Professor Dr. Virchow, Präsident und Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, Ritter etc., hielt gestern Abend im Odeum eine Rede. Er recurirte zunächst auf

¹⁾ E. du Bois-Reymond, „Ueber eine Akademie der deutschen Sprache“ (1874) S. 20.

²⁾ Fragmente des Heraklit, herausgegeben von P. Schuster, Leipzig 1873. (Teubner.) S. 22. 23 u. 72.

³⁾ Magdeburgische Zeitung v. 17. — 20. Oct. 1876.

die Meinung des Auslandes; dieses schenke nach seinen jüngsten Erfahrungen der Wahlbewegung in Deutschland wenig Aufmerksamkeit, weil es glaube, die Regierung in Deutschland sei so mächtig, dass das Volk gar kein Selbstbestimmungsrecht ausübe. Nachdem Redner so den Unmuth seiner Hörer zu erregen gesucht, überschüttete er sofort die „Magdeb. Ztg.“ mit einer Flut von Invectiven. Aus dem Wortschatz des Herrn Geheimraths folgende Proben: „Masse von Schmutz, schlimmer als die Auswüchse des Culturkampfes, hohl, erlogen, erstunken, am Schwanze der ministeriellen Organe hängend, Renegatenthum, unverschämt“ etc. Von verschiedenen Seiten des Saales wurde dieser Herzenserguss durch „Pfui!“ unterbrochen; ob diese Rufe der Ausdrucksweise des Herrn Geheimrathes galten, lassen wir dahingestellt

Redner erzählte darauf ausführlich den von ihm und seinem Collegen Hänel bei der letzten Berathung der Städteordnung dem Grafen Eulenburg gelieferten Redekampf, so wie die Angriffe der „Prov.-Corr.“ auf die Fortschrittspartei. Dass dieses halbamtliche Organ ihn einen „Nihilisten“ genannt, griff er mit Lebhaftigkeit auf und wandte das Wort mit wachsendem Behagen und theilweise mit Glück immer wieder an. Einen Fehler wieder gut zu machen, wäre übrigens nie zu spät, und Magdeburg könne auch jetzt noch seine Pflicht thun und die Fortschrittspartei stärken; er sei bereit, eine eventuelle Wahl anzunehmen. Er sei übrigens nicht empfindlich und trage den Mitgliedern der Regierung, selbst Bismarck durchaus nichts nach. Er könne vergessen, aber deshalb vermeide er noch nicht Alles, was Bismarck ärgern oder einem Minister unbequem sein könne. Um der Person willen ändere er sein Votum nicht — diesen Satz erläuterte Redner ausführlich an seiner Stellung zur Synodalordnung. Selbst wenn Falk hätte gehen müssen — die Synodalordnung fand bekanntlich die Majorität des Abgeordnetenhauses und Falk ging nicht — so hätte auch ein anderer liberaler Minister das Werk zu Ende führen können, und wenn ein Reactionär ans Ruder gekommen wäre, so sei noch das Volk da gewesen und würde seine Pflicht gethan haben — eines Falk's willen habe er seine Abstimmung nicht ändern können, er sei einmal so und hierin sei er Intransigent. Die Regierung mache auch nicht oft solche Experimente, und zwar vermeide sie das unter der heilsamen Nachwirkung der Conflictsperiode, die überhaupt sehr nützlich gewirkt habe; so habe sie dem Fürsten Bismarck erst die rechte Schulung gewährt; ihr habe derselbe zu verdanken, dass er mehr gelernt, als irgend ein anderer Minister. Bismarck nehme Rücksicht auf die grossen wahren Strömungen im Volke; um diese Rücksicht zu erzwingen, seien die rechten Wahlen zu treffen. Die Hoffnung der Berliner Fortschrittspartei beruhe auf den grossen Städten, sie könne nicht vom Lande in die Städte dringen, sondern müsse ihrer ganzen Vergangenheit und ihrem Wesen nach den umgekehrten Weg nehmen. Deshalb sei es ihr nicht zu verdenken, wenn sie in Magdeburg festen Fuss fassen wolle. Redner fragt, ob es nothwendig sei, der Regierung ein Vertrauensvotum zu geben: dann bitte er, von ihm

abzusehen. Trotzdem liege ihm nichts ferner, als Lust am Conflict; die Fortschrittspartei habe von Anfang an auf gesetzlichem Boden den Widerspruch organisirt, da sei ein Conflict nur möglich, wenn die Regierung diesen Boden verlassen wolle; bleibe sie auf demselben, so hätte sie Auflösung und Abdankung zur Verfügung, daraus entstünde aber nie ein Conflict. Wolle man wahren Constitutionalismus, so wähle man Männer von Unabhängigkeitssinn und Freiheitsgefühl, dann werde auch die Regierung Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Volkes lernen.“

(Mittwoch d. 18. Octbr. 1876.) „Das ist aber nicht hübsch, Herr Professor Virchow, dass Sie die mit solchem Inhalt angefüllte Schaale Ihres Zornes so ohne alle Rücksicht auf die vornehme Stellung, welche Sie in der Gesellschaft einnehmen, über uns arme Sünder ausschütten! Oder haben wir Unrecht, wenn wir sagen, dass die Schmähworte, die Sie uns an den Kopf werfen, Ihrer doch nicht ganz würdig sind? Selbst wenn wir Sie sehr hart mitgenommen hätten — was doch aber ganz wahrhaftig nicht der Fall war, denn wir haben Ihrer ja seit langer, langer Zeit kaum dreimal und auch da nur ganz im Vorübergehen gedacht — selbst aber, wenn wir Ihnen, wie gesagt, recht scharf gegenüber getreten wären, so hätte ein alter gewiegter Parlamentarier, wie Sie es sind, doch nicht gleich so heftig werden und mit einem Zungenschlage, welcher sonst nur zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten gewisser Marktbesucherinnen gehört, über uns herfallen sollen. Sie müssen fürwahr am Montag Abend eine schlechte Stunde gehabt haben und sind am Ende, wie man so sagt, an dem Tage, wo Sie auszogen, um uns den Krieg zu machen, mit dem linken Beine zuerst aufgestanden!

Was ist es denn nun eigentlich, was wir verbrochen haben? Wir haben schon ausdrücklich festgestellt — und dagegen wenigstens wird heute von keiner Seite mehr im Ernst Widerspruch eingelegt — dass es die Berliner Fortschrittspartei war, welche Streit in unsere Stadt, in unsere Provinz gebracht hat. . . .

Für heute, Herr Professor, wollen wir uns damit bestens empfohlen haben. Ein Wort der Kritik über Ihren politischen Horizont gestatten Sie uns vielleicht für ein andermal. Worum wir bitten wollen — freilich aber wohl vergebens bitten werden — das wäre nun dies: Sie möchten doch nicht immer das, was Ihnen und Ihrer Partei nicht ein schallendes Loblied singt, bloß aus diesem Grunde schon für eine „Masse von Schmutz“, für „schlimmer als die Auswüchse des Culturkampfes“, für „hohl, erlogen und erstunken“, für „am Schwanze der ministeriellen Organe hängend“, für „Renegatenthum“ und für „unverschämt“ halten.“

(Donnerstag d. 19. October 1876.) „Wir sehen, Herr Professor Virchow, dass nachträglich doch etwas wie Scham über Sie gekommen ist, denn Sie haben im stenographischen Bericht Ihrer Rede einige Ihrer Ausfälle gegen uns gemildert. In der Sache ist damit freilich wenig gebessert. —

Ehe wir, wie wir gestern versprochen, auf Ihre politische Thätigkeit einen Blick zu werfen uns erlauben, möchten wir, da Sie uns nun einmal in solcher bisher wohl noch selten erhörten Weise herausgefordert haben, in aller Ruhe und Höflichkeit doch noch ein Wort in eigener Sache sprechen. Sie deuten an, dass Sie in Pressangelegenheiten wohl bewandert sind. Wir möchten zu Ihrer Ehre aber doch annehmen, dass Sie diese Verhältnisse nicht genügend übersehen, denn sonst würden Sie, falls es nicht Ihr Wille sein sollte, Ihren Gegnern unter allen Umständen Gerechtigkeit zu versagen, zugeben müssen, dass Ihre speciellen und intimen Parteifreunde in Berlin in einer so masslosen Weise mit Beschimpfungen und Verleumdungen über uns hergefallen sind und immer noch herfallen, dass die, welchen diese Angriffe nach ihrem Ursprunge bekannt sind, über die grosse Ruhe und Milde unserer Abwehr, die Sie uns als ein so schweres Verbrechen anrechnen, vielleicht erstaunt sein werden.

Wir wenden uns verachtungsvoll ab von diesen traurigen Ehrabschneidern. Warum man uns in solcher Weise verleumdet, das haben wir gestern bereits angedeutet.

Und nun zu Ihnen zurück, Herr Professor! Sie sagen, Sie wollten doch einmal sehen, ob wir es wagen würden, auch Ihnen gegenüber die Vorwürfe, welche wir, durch die Angriffe Ihrer Partei herausgefordert, gegen die letztere erhoben haben, zu wiederholen?

Sie sind wirklich, Herr Professor, der Sie als Mann der Wissenschaft so viel Respect verdienen, nicht der Politiker, dessen Anblick uns verstummen machen könnte. Wir werden Ihnen die schuldige Achtung, welche Sie, wie es scheint, Ihren politischen Gegnern versagen, nicht vorenthalten, aber unterdrücken können wir darum doch nicht die Ueberzeugung, dass gerade in Ihrer Person sich alle fehlerhaften Eigenschaften, die der Fortschrittspartei anhaften, in besonders ausgeprägter Weise vereinigt finden.“

(Am Morgen des 20. Octbr. 1876.) „Es konnte keine schneidendere Selbstironisirung für die hiesige Partei, welche Herrn Virchow auf den Schild hob, geben, als die vor einigen Tagen an den Strassenecken prangenden Plakate, in denen dem Publicum kund und zu wissen gethan wurde: dass der Reichs- und Landtagsabgeordnete etc. etc. Professor Virchow hierher kommen wolle, um im Odeum eine Rede zu halten. Die Männer, die eine solche Empfehlung fertig gebracht haben, beweisen damit, welche Kenntniss unserer politischen Verhältnisse ihnen inne wohnt und wie wenig sie von dem Manne wissen, den unsere Wähler blindlings als den Ihren anerkennen sollen. Herr Professor Virchow ist nämlich niemals Reichstagsabgeordneter gewesen, und zwar ist er grundsätzlich niemals in den Reichstag eingetreten, für welchen ihm seine Partei ja sonst selbstverständlich irgend wo ein Mandat verschafft haben würde!

Die geflügelten Worte von der grossen Action, welche eingeleitet, von der Politik von Blut und Eisen, welche verfolgt werden solle, galten als frivole, als nicht ernsthaft Redensarten. Wohl sahen im

Lande zuletzt Viele immer deutlicher die Schatten, welche eine gewaltige Wendung unserer äusseren Politik vor sich herwarf.

Es kam der Tag von Königgrätz, es kam die Vorlage Bismarck's, in welcher das Ministerium wegen des Verfassungsbruchs Indemnität nachsuchte, es kam die Reorganisation Deutschlands und mit ihr die Norddeutsche Bundesverfassung!

Es konnte nunmehr blos die Losung geben: entschlossen mit der Regierung zusammen zu arbeiten am Ausbau der Deutschen Einheit und zwar nach dem Worte der Schrift: „In der einen Hand die Kelle, in der anderen das Schwert.“ Denn es wetterleuchtete bereits von Neuem: wer nicht mit Blindheit geschlagen war, sah, dass Frankreich, welches so lange die Weltherrschaft geführt, seinen Platz nicht ohne Kampf der neuen Macht, die plötzlich im Herzen Europas auferstanden war, überlassen würde. „Meine Herren, wir haben das Spiel noch nicht gewonnen; der Einsatz ist nur verdoppelt“, sagte denn auch Fürst Bismarck, als er nach Königgrätz zum ersten mal wieder zur Landesvertretung sprach!

Wir sagten vorhin, die Deutsche Nation habe nach 1866, in der einen Hand die Kelle und in der anderen das Schwert, an ihrer Einigung gearbeitet unter dem Wetterleuchten eines drohenden Krieges. Die Luxemburger Frage hatte bereits gespielt und uns auf das Allerdeutlichste gezeigt, was wir von Frankreich zu gewärtigen hätten. Da wird im Preussischen Abgeordnetenhaus kurz vor Ausbruch des Krieges der Antrag eingebracht: Preussen solle eine allgemeine Entwaffnung herbeiführen und, um ein gutes Beispiel zu geben, mit derselben den Anfang machen! Der Antrag bedeutete für den, welcher die Situation auch nur ganz oberflächlich erfasste, nichts Anderes, als dass sich Preussen und mit ihm Deutschland wehrlos dem bereits mit dem Schwert an unsere Pforten schlagenden Feinde preisgeben solle.

Wer war nun der unselige Mann, der diesen Antrag mit vielen tönenden Worten empfahl?

Der Abgeordnete Professor Virchow!

Fürst Bismarck mahnte damals in erregten Worten von solcher abenteuerlichen Politik ab und sagte, dass der Degen bereits erhoben sei, dessen Spitze sich auf die Brust Deutschlands richte. Er sehe diese Spitze deutlich vor Augen, und man möge ihn in solcher Lage doch mit solchen Anträgen verschonen.

Herr Virchow aber verstand diese Dinge natürlich viel besser! — — —“

Magdeburger Zeitung vom 17., 18., 19. u. 20. October 1876.

79.

Virchow's Apotheose in der radicalen „Berliner Zeitung“.

„Nennt man die besten Namen, so wird auch der seine genannt.“ Oder hätte die deutsche Nation glänzendere Namen aufzuweisen, als den Namen Virchow? Wahrlich, forderte ein Ausländer die Zusammen-

fassung der deutschen Kultur in einen Namen, wer wollte sich einen Augenblick besinnen, ihm „Virchow!“ entgegenzurufen? „*Nihil humani a me alienum*“ . . Niemand vermag mit grösserem Rechte zu sagen, dass ihm nichts fremd, was die Menschheit angeht; Niemand war ein besserer Pionier der Civilisation, Niemand ein fruchtbarer Förderer der Wissenschaft, Niemand ein charakterfester Politiker, Niemand ein besserer Patriot als Rudolf Virchow. Freilich nicht blutige Schlachten wusste er zu ersinnen: wenn Blut von seinen Händen floss, so galt es die Heilung der Wunden, wenn er hinauszog auf das rauchende Schlachtfeld, so brachte er Hilfe den Verletzten und Leidenden; wenn er das schneidige Messer ansetzte, so galt es die Bereicherung der Wissenschaft, zum Nutzen der ganzen Welt. Freilich nicht an der Spitze von Divisionen lieferte er schöne Kavallerie-Gefechte; dafür führte er den ersten Sanitätszug in Feindes Land, dafür ging er nach Schlesien, um den Nothstand zu untersuchen, dafür suchte er im Spessart den Hungertyphus zu bekämpfen, dafür eilte er nach Norwegen, den Aussätzigen beizustehen. Ersannen Andere Mordinstrumente, so ging er mit dem Mikroskop dem Treiben der Trichinen nach, so beobachtete er das wundersame Weben der Zelle, so studirte er die „Merkmale niederer Menschenrassen“. Paradirten Andere in besterntem Frack auf diplomatischen Soiréen, so schrieb er in stiller Klause sein epochemachendes Handbuch der Pathologie; liessen hochtrabende Staatsmänner ihre widerspruchsvollen Reden in Sonderabdruck auf dem Markt erscheinen, so sammelte er seine „Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medizin.“

Abdruck aus der „Berliner Zeitung“ in der Post v. 15. April 1880.

80.

„Der Recensent“.

„Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,
Er war mir eben nicht zu Last;
Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen,
Hat sich der Kerl plumpsatt gefressen,
Zum Nachtsch, was ich gespeichert hatt'.

Und kaum ist der Kerl so satt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Ueber mein Essen zu ränniren:

„„Die Supp' hätt' können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firner der Wein.““
Der Tausendsakrament!

Schlagt ihn todt den Hund! Es ist ein Recensent!“

Wolfgang von Goethe,

Geheimrath, Excellenz und deutscher Dichterfürst.

Gesammelte Werke. Ausgabe in 40 Bdn. (Cotta 1853.) Bd. II. S. 201.

81.

„Geheime Note vom December 1869 von den Beichtvätern der Kaiserin Eugenie an den Kaiser Napoleon gerichtet, um ihn zum Krieg gegen Deutschland zu bestimmen.“

„Aus dem Französischen übersetzt von Freiherrn C. Dirckinck-Holmfeld. 2. September 1874. Im Selbstverlag. Pinneberg (Holstein). Druck von Pontt & v. Döhren in Hamburg. (24 S.)

Motto: „Es liegt auf flacher Hand, dass die Geistlichkeit einen Staat im Staate bildet und dass Deutschland unter zwei Oberhäuptern steht, was alle, die ihr Vaterland lieben, für das grösste Unglück Deutschlands halten. Pufendorf (vor 200 Jahren).“

„Der nächste Krieg, auf welchen Preussen sich vorzubereiten hat, wird Frankreich, die Jesuiten und die Anarchie des Communismus mit der Revolution verbündet, in den Kampf führen, und es wird dies ein Krieg auf Leben und Tod der Völker sein, falls ihm nicht weise vorgebeugt wird, wozu ja auch schon Schritte geschehen sind.

Seitdem ich von meiner Ueberzeugung, es habe die Congregation der Jesuiten die grossen Kriege und revolutionären Ruhestörungen unserer Zeit geffissentlich verursacht und veranstaltet, um die Herrschaft der Hierarchie wiederherzustellen, im Anfang 1867 in der Schrift *visite à St. Petersbourg* Rechenschaft abgelegt, und Napoleon in der an ihn gerichteten pseudonymen Schrift *Rome et la France*, noch vor dem Kriege davor gewarnt habe, sich, seine Dynastie und Frankreich nicht durch die Kriegslust der Clerisei in's Verderben stürzen zu lassen, sind mancherlei Indicien hervorgetreten, die die entschlossene Verwegenheit der Jesuitenpläne und ihre unmenschliche Rücksichtslosigkeit aufdecken. In Wien erfuhr ich, dass Grammont, schon Monate bevor noch die Hohenzollernfrage hervortrat, seinen dortigen Vertrauten kein Hehl daraus machte, „er werde nach Paris berufen werden, um als Minister des Auswärtigen den Krieg mit Preussen in Scene zu setzen.“ Ein dahinlautender Bericht ist bereits im Frühjahr 1870 einem für Frankreich gestimmten Monarchen erstattet worden. Die spanische Thronfrage war nur eine willkommene Gelegenheitssache, und es ist ein Glück, dass man sich in Paris nicht nach einer bessern umsah, da diese dem frechen Friedensbruch den Stempel der Frivolität und Lächerlichkeit unauslöschlich aufdrückte.

Thiers erklärte in seiner Vernehmung vor der Commission der 4. September-Regierung folgendes:

„1) Frankreich (das Volk) wollte den Krieg nicht; 2) Ollivier war für den Frieden; 3) der Kaiser neigte derselben Seite zu. Die ächten Bonapartisten wollten den Krieg aus dynastischen und persönlichen Einflussrücksichten. Die Kaiserin habe oft geäussert: mein Sohn wird nie zur Regierung gelangen, wenn der Unfall Sadowas nicht ausgewetzt wird. Sie war von Männern beeinflusst, die den Krieg wollten. Der Kaiser hatte seine Energie verloren, er war fast vollständig von der Kaiserin beherrscht u. s. w.“

Der Abt Michaud bemerkt hiezu in seiner ausgezeichneten Schrift: *mouvement des églises* 1874, S. 75 ff. „Es gilt zu wissen, wer denn die Kaiserin, die vor Reichshofen den zu unternehmenden Krieg „*une guerre à MOI*“ nannte, also beeinflussen konnte? Er meint sie sei von zwei angesehenen Damen, die den Jesuiten dienten, und der ultramontanen Coterie angehörten, in die verderbenbringende Richtung gedrängt. Diese Spuren lassen sich auf die Nunciatur und die Jesuiten, auf den Prediger Deguerry und den Abt Bauer u. a. zurückführen. Die Minister und Staatsmänner waren durch die Kaiserin leicht für einen Kriegsplan zu gewinnen, (welcher ja übrigens von Rom aus allerwärts gepredigt, und durch den Beichtstuhl allen Gemüthern eingimpft ward). Es galt damals das Unfehlbarkeitsprincip, welches den Papst, oder die ihn leitenden Jesuiten, zum Herrn der ganzen katholischen Welt machen sollte, mittelst des berufenen Concils durchzuführen. Die deutschen Bischöfe standen noch bis im Juli 1870 fest auf dem Stande des Widerspruchs und der Unabhängigkeit der Kirche, und es mochte gerathen erscheinen durch den deutschen Krieg den Widerstand der seitdem muthlos abgefallenen Bischöfe Deutschlands zu brechen.“ Welchen Grund diese Ansicht Michauds auch haben möge, so liegt der Gedanke jedenfalls nahe, die Congregation habe, nachdem sie 1866 Oestreich in's Feld gerufen den Feind zu bekämpfen und die Macht Preussens zu brechen, um den Plänen der römischen Politik Eingang zu verschaffen, nach dessen Niederlage den Beschluss gefasst nunmehr Frankreich Preussen gegenüberzustellen. Die Armeeorganisation Niels war die nächste Folge. Die durch den Tod des Marschalls unterbrochene Kriegsrüstung wurde, so gut man konnte, durchgeführt, und man beschloss die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes durch den gleichzeitigen Krieg Frankreichs gegen Preussen zur Weltperiode zu stempeln. Daher die Ueberstürzung.

Ogleich dieser Plan sich durch die Umstände und Begebenheiten verräth, so liess er sich äusserlich nicht wohl erweislich machen; denn die Väter des Verderbens wirken insgeheim, und was der Beichtstuhl birgt, wird ebensowenig verrathen, als was in den Rathpflegungen der Curie und der Congregation beschlossen wird.

Es ist mir indessen ein sehr wichtiges Dokument in die Hände gefallen, welches, in Paris schon vor Ende 1870 gedruckt, dennoch fast gänzlich unbekannt und unbeachtet blieb, jedoch eine so grosse Bedeutung für Deutschland, namentlich für die Beleuchtung obangeregter Frage hat, ob der Krieg von 1870 der Entstehung nach Werk der Jesuiten ist, dass ich, von Paris zurückgekehrt, mich beeile es in deutscher Uebersetzung nachstehend mitzutheilen.

Herr Riche Gardon, der Herausgeber dieses Dokuments, ist ein ca. 60jähriger Gelehrter höchst idealistischer Färbung, der, einer angesehenen, wohldenkenden, d. h. der römischen Kirche sehr ergebenen, reichen Familie in Lyon angehörend, schon frühzeitig sowohl dem Advokaten- als dem Handelsstande entsagte, und liberal und freidenkend nach dem Orient ging,

um in den Ländern diesseits des Euphrat, in Egypten, Syrien, der Türkei und Griechenland ethnographischen Studien obzuliegen. Den muhamedanischen Denkern gefiel sein Deismus, den armenischen Katholiken sein Widerstand gegen Jesuitismus und Ultramontanismus, so dass die Klostergeistlichkeit, als er in 1845—46 nach Rom sich wandte, ihn zum Träger ihrer wider den Uebermuth der Propaganda gerichteten Klagen beim heiligen Vater machte. Durch das Vertrauen, welches Gregor XVI. ihm in zweien Audienzen (ausser dem Vatikan, jedoch wohl nicht ganz ausser dem Bereich der controlirenden Jesuiten), schenkte, gewann er das Vertrauen derjenigen hohen Würdenträger der Chiesa, die dem Einfluss der Jesuiten damals entgegen arbeiteten, des Paters Ventura, des Ministers Rossi und mehrerer wohlunterrichteter Gelehrten, und würde vielleicht wohl für seine Clienten, deren Klagen stets durch die Jesuiten beseitigt worden waren, etwas ausgerichtet haben, wenn der Papst nicht plötzlich am Tage vor der anberaumten Audienz das Leben verloren hätte, wahrscheinlich infolge derselben Rathschlüsse, die später den liberalen Minister Rossi und den Theatiner Ventura beseitigten. In den Conclaveverhandlungen war Riche Gardon für die Wahl Gizzi, die jedoch durch eine Transaction der widerstreitenden Parteien vereitelt wurde, und Ferretti zum Papst unter dem Namen Pio IX. machte, Gizzi aber zu seinem ersten Minister. Die Nachgiebigkeit Frankreichs in dieser Transaction brachte Riche Gardon den Ausruf Venturas ein: *encora un Jesuita di Lione*, der wohl nicht ernstlich gemeint sein konnte, da er sich stets als Widersacher der römischen Politik, die man sehr uneigentlich die katholische Kirche nennt, bewährt hat, und wohl ferner bewähren wird. Nach Frankreich zurückgekehrt hat er sich mannigfachen Studien, den Idealen der Friedensfreunde und der speculativen Philosophie, der socialen und liberalen Richtung, gewidmet, und durch Förderung wohlmeinender Reformschriften, durch literaire Arbeiten in demselben Geist, namentlich durch Herausgabe des periodischen Blatts: *bonne nouvelle du XIX^{me} siècle*, verdient und bekannt gemacht. Sein guter Ruf muss den anonymen Mittheiler der *note secrète*, vom December 1869, nach der Katastrophe von Sedan bewogen haben, dies bedeutungsvolle Dokument seinen Händen anzuvertrauen, dessen Veröffentlichung mit folgender Bemerkung eingeleitet wird: „eine hohe Person hatte verlangt die hohe Dame möge die Personen ihres Vertrauens zu Rathe ziehen, einen Bericht über die geeigneten Mittel zu erstatten, den wider das Kaiserthum derzeit gerichteten Aufwiegelungen die Spitze abzubrechen.

Die „Antwort war die folgende Note vom December 1869.“

„Geheimer Bericht.“

„Die Gefahren, welche das Kaiserthum zu bedrohen scheinen, sind nicht ernster Natur.

Man muss die Grösse des von Napoleon III. übernommenen Berufs und die Menge der ihm zu Gebote stehenden Stützen in Betracht ziehen.

Ist es nicht unsere Aufgabe durch die Vereinigung der Völker lateinischer Race den Sieg des Katholicismus in der ganzen Welt zu bewirken? (1)

Für den weltlich gesinnten Geist sind die Mittel dieses Ziel zu erreichen ein unbegreifliches Geheimniss.

Das von der Allmacht bereitete Mittel ist das Triumvirat des Papstthums, der Jesuiten und des Napoleonischen Kaiserreichs.

Dies Triumvirat hat seit zwanzig Jahren schon unermessliche Resultate bewirkt.

In Europa schreitet der rechtgläubige Protestantismus, Genf inbegriffen, und die Mehrzahl in der anglikanischen Kirche, vorwärts unter dem Banner der römischen Dogmen. In Amerika, selbst in den Vereinigten Staaten des Nordens, ist der Fortschritt nicht weniger reissend. Bald wird die Hälfte der Bevölkerung New-Yorks uns angehören, wie die anderer protestantischer Länder.

Da man aller Orten nach Freiheit verlangt, so muss man die Völker durch Freiheit ihrem durch die Vorsehung bestimmten Ziele entgegenführen. (2) Dies ist leicht. Ist der Versuch nicht durch das Kaiserthum bei der in dieser Rücksicht erregbarsten Nation gelungen?

Seitdem Napoleon III. eine in ihren Elementen verschiedenartige Presse durch tägliche Verbreitung von mehreren Millionen Blättern anzuleiten vermag die Geister auf seine Aufgabe vorzubereiten, ist die öffentliche Meinung gradweise für sein, durch die Vorsehung (3) vorgeschriebenes Werk des Kaiserthums, günstig gestimmt worden.

Die grosse Mehrheit Frankreichs wird nicht mehr durch den Fetischismus des alten Napoleonismus inspirirt; sondern durch das Gefühl für den neuen Beruf, der schon seit langer Zeit dem Kaiserthum auferlegt worden ist.

Dies Gefühl ist fortan den Gemüthern eingebläst durch die besondern Interessen, sowohl der Landbevölkerung (4) als der privilegierten Klassen. Alle diese Interessen sind jetzt mit denen der Dynastie identificirt.

Man kann jetzt mit Gewissheit sagen, dass vierfüntel Frankreichs nur der kaiserlichen Inspiration gemäss denken. Die mehrern allgemeinen Abstimmungen (Plebiscite) habe dies bewiesen.

Der Glanz der Popularität Napoleons III. bleibt einzig in der Geschichte, was die demokratischen Kläffer auch schreien mögen, und trotz der Verschwörungen aller Art, durch welche gewisse Städte das Kaiserthum bedrohen.

Aber eine solche Macht ist Napoleon III. nicht vom Schöpfer gewährt um in seiner Mission innezuhalten, der lateinischen Race die geistige Eroberung aller Völker des Erdballs durch eine von ausreichender materieller Macht gestützte Propaganda zu sichern.

Ist Napoleon III. gleich nicht unsterblich, so wird sein Sohn sein heiliges Werk vollenden. Alles in ihm deutet darauf hin, dass er von mächtigen Antrieben beseelt ist, die ihn dem gottgeweihten Zwecke entgegenführen. Diese Antriebe werden auf seine Nachkommenschaft vererbt werden.

Der wichtigste Theil der Aufgabe ist mithin erfüllt.

Es bedarf nur einer Hauptanstrengung um es unaufhältlich zu bewirken, dass die unerschöpflichen Kräfte Frankreichs demnächst aller Orten zum Triumph des Gotteswerks (5) angewandt werden können.

Wenn der Mensch thatkräftig handelt, und Gott ihn schliesslich leitet, so werden die Umstände ihn so wie so in die rechte Bahn drängen, wenn es ihm auch nicht möglich war, die bestimmenden Umstände selbst zur Entwicklung zu bringen.

Man sei dessen stets eingedenk, damit man der Folgerichtigkeit dieser Realität gemäss in allen Stücken handle.

Ein Fünftel der französischen Bevölkerung ist wider das Kaiserthum. Dies Fünftel besteht aus Elementen, die annoch den Geist der Revolution repräsentiren.

Diese Elemente sind dreierlei Art:

1) Der Geist Voltaire's und Rousseau's, der Geist des monarchischen und des republikanischen Liberalismus. Dies ist der wahre Feind des Katholicismus.

2) Die Bestrebungen der Revolution durch Gewalt, welche nie eine genügende Menge des Volks um sich werden schaaren können, um gefährlich zu werden. (6) Der Schrecken, den dies Element einflösst, wird der Regierung stets genugsame Kraft verleihen, wenn man nur dessen Zwecke und Mittel klar zur Kenntniss des Volkes zu bringen beflissen ist.

3) Der anti-orthodoxe Protestantismus, (7) welcher die Revolution in Sachen der Kirche fortsetzt, aber bald beseitigt sein wird.

Der wahre Heerd dieses Elementes ist im Elsass, der Provinz, die von einem unserer göttlichen Mission verderblichen Geiste beseelt ist.

Seit das Elsass Frankreich einverleibt worden glaubt diese Provinz sich berufen, Einfluss auf die ganze Nation zu üben, und wirklich übt sie ihn aus auf die Städte und die dem Protestantismus huldigenden Orte.

Das Elsass kann nur durch unaufhältliche Entwicklung des Katholicismus in Deutschland bekehrt werden; und dieser Entwicklung dürfte die preussische Regierung sich mehr und mehr zuwenden.

Die durch den kaiserlichen Schrei nach der Rheingrenze aufgeregte öffentliche Meinung bereitet Begebenheiten vor, die uns vermöge hoher geistlicher Strategie, sowohl von den revolutionären Voltairianern aller Grade, als von den revolutionären Protestanten befreien werden. Sie werden in einem von dem Gott der Kriegsheere geleiteten Kampfe vernichtet werden.

Der religiöse Zweck, die in untergeordnetem Sinne sonst achtungswerthen nationalen Vorurtheile durch Mitwirkung der lateinischen Race zu beseitigen, darf nicht ausser Acht gelassen werden, wenn das Kaiserthum durch Anwendung scharfer Mittel, behufs Sieg der göttlichen Autorität über die menschliche, solche Vorurtheile vielleicht wecken könnte.

Der Krieg (8) ist jetzt zur Nothwendigkeit geworden. Der ganze Geist der Armee bedarf der Feuertaufe. Der Voltairianismus steckt die Officiere

an, und selbst die Soldaten. Ihre Ergebenheit an die Dynastie ist abgeschwächt. Das Kaiserthum sieht in der Hauptstadt, und auch sonstwo, Agitationen verschiedener Art sich entwickeln, die um jeden Preis bewältigt werden müssen.

Allerdings kann man den Krieg nur in begrenztem Maasse unternehmen. Das Special-Budget umfasst sowohl was für den geistigen Krieg, als was für den materiellen Krieg nöthig ist. Es genügt nicht für beide Zwecke. Die Kriegserklärung ist schon deshalb eine Nothwendigkeit, damit man für Armeebedürfnisse eine Erweiterung des Budgets mit Autorität verlangen könne.

Preussen ist die einzige Macht, welche für einen Krieg zu dem uns nützlichen Zwecke Neigung hat, und gleichsam durch die Vorsehung dazu vorbereitet ist. Die Umstände gestatten es dem Kaiser, beliebig einen Krieg mit Preussen unvermeidlich zu machen.

Preussen kann aus eigener Kraft eine unermessliche Armee, die gut organisirt und gut commandirt ist, aufstellen. Das Kaiserthum kann ihm keine mit ihm zu vergleichende Macht entgegenstellen. (9)

Dies kommt nicht in Betracht, wenn der Krieg nur der guten Sache des Höchsten dient.

Es handelt sich nicht um materiellen Sieg, sondern um geistigen Triumph der Befreiung von den revolutionären Elementen.

Zu diesem Triumph ist Preussen von der Vorsehung berufen uns zu verhelfen, um damit zugleich die Sühne der deutschen Ketzerei einzuleiten.

Die Ehre unserer Armee ist um so grösser, wenn sie mit überwiegenden Kräften zu kämpfen hat; ihre unvergleichliche Tapferkeit wird um so glänzender hervortreten und ihr die Bewunderung ganz Europas sichern.

Preussen liegt es ob, dem Berufe gemäss, den die Vorsehung ihm auferlegt, das Elsass zu bestrafen; (10) seinem eigenen Interesse gemäss wird es die Revolutionen aller Länder, die sich um seinen gottlosen Heerd schaaren, ausrotten.

In dieser Note ist keine Rücksicht auf den Wunsch des Kaisers genommen, Preussen, unter Mitwirkung verschiedener Staaten zu demüthigen, deren Bevölkerung sich vermöge verletzter Ehrgefühle zur Revanche aufgefordert erachten.

Der Kaiser ist in dieser Hinsicht von Illusionen befangen. Es würde dem Kaiserthum verderblich werden, weil es dem göttlichen Plane zuwider wäre, welcher die Vereinigung der lateinischen Race bezweckt.

Diese Vereinigung wird um so schneller erreicht werden, als Preussen mächtiger wird die deutsche Race, wenn sie dem katholischen Glauben zugewandt worden, in einem Reiche zu vereinigen. Beide Racen müssen schliesslich vereint dahin wirken, die schismatischen Racen (11) derselben Aufgabe zuzuführen.

Napoleon III. muss alle Antriebe, die dem Plan der römischen Kirche zuwider laufen können, als Eingebungen satanischen Hochmuths ansehen, da das zweite Kaiserreich napoleonischer Dynastie nur als Stütze für den Plan der Kirche hergerichtet worden ist.

Man wird vielleicht fragen, wer die Verantwortung auf sich nehmen wird, dass scheinbar nationales Unheil Frankreich betrifft? (12)

Wird man denn nicht den gleich darauf eintretenden geistigen Triumph gewahr, welcher die Sicherheit aller dem Kaiserthum ergebenen Interessen verbürgt?

Befreit von allen Hindernissen, mit dem deutschen Reiche verbündet (13), welches der Vereinigung und Entwicklung der auf beiden Continenten vorherrschend gewordenen lateinischen Race förderlich sein wird, ersteht das Kaiserthum wieder und die Kirche wird bald die ganze Menschheit inspiriren.

Wird nicht die grosse, seit zwanzig Jahren erlangte Mehrzahl, mit den Millionen Stimmen der kaiserlichen Presse, dem glänzenden Resultate zujauchzen?

Die kaiserliche Presse hat schon grössere Schwierigkeiten überwunden.

Man behaupte vorerst: die Opposition habe die Regierung zu diesem Kriege gedrängt um die Rheingrenze zu erobern. Und wenn ein solcher Krieg nicht glücklich ausfällt, so schätze man sich glücklich, dass selbst nach der Niederlage die natürlichen Stützen des Kaiserreichs es demselben gestattet haben, die Niederlage zum Ruhme und zur Wohlfahrt der Kirche, wie auch Frankreichs, zu wenden. (14)

Hier liegen also mächtige Gründe vor. Wenn übrigens hundert Stimmen gegen zwanzig stets als öffentliche Meinung und Gesetz galten, wie viel leichter wird die Abstimmung dies bewirken, wenn die Revolution erst den Todesstoss erlitten.

Was ist da noch zu fürchten?

Würde Napoleon III. vor der Verantwortung zurückschrecken? Sein Genie wird tausende mehr oder weniger eindringliche Gründe ausfindig machen; selbst seine Krankheit würde eine genügende Entschuldigung für alles, was die Leitung des Krieges zu wünschen übrig liesse, abgeben. (15)

Sollte Napoleon überhaupt je vergessen können, dass er in Frankreich nur geworden ist, was er ist, weil die Kirche es gewollt hat, und dass sie ihn jederzeit wieder ausser Besitz setzen könne? (16)

Wird es nicht eines neuen Plebiscits bedürfen?

Kann es überhaupt, bei jetziger Lage des Kaiserthums, einen Triumph geben, der nicht für, und durch die Kirche erlangt wird?

Der Kaiser von Oesterreich würde dann, was man auch dagegen sagen möge, der Beschützer der lateinischen Race, und der Hauptmann der Truppen des souveränen Papstes werden.

Welches wird die Lage Frankreichs rücksichtlich des Auswärtigen sein?

Offenbar viel günstiger wie jemals. Man bedenke: keine Macht kann durch die Verbündung der Völker lateinischer Race sich beunruhigt fühlen. Sie wird durch das vereinte Streben (17) der römischen Geistlichkeit bewirkt.

Von dem Augenblick an, da diese auf beiden Continenten bewirkte Verbündung ans Licht tritt, wird sie als Macht sich unwiderstehlich geltend machen.

Während dies sich bereitet, stellt sich Alles günstig.

Die Beunruhigung, welche das monarchische Europa bis 1851 empfand, ward durch Napoleon III. Antritt, der Alles aufs Spiel setzte, um die Ordnung in Frankreich herzustellen, beschwichtigt.

Sobald der Kaiser den Mächten erklärt, Frankreich könne unter gegenwärtigen Verhältnissen nicht regiert werden, so gebietet das eigene Interesse den Monarchen ihn auch ferner zu stützen. Diese Betrachtung ist jedoch untergeordneter Art.

Preussen wird sich nach dem Kriege in Glorie selbst erheben. Vielleicht geht es so weit, sich für die erste Macht Europas zu halten. (18)

Diese selbstgefällige Illusion kann unsere Nationaleitelkeit nicht verletzen. Glänzende Compensationen werden nicht auf sich warten lassen.

Preussen wird Russland gegenüber erstarken, welches ihm deutsche Provinzen auszukehren hat. Hierin ihm zuwider zu sein haben wir keinen Grund. Es wird vielmehr unser ergebenster Bundesgenosse werden. Es wird uns die Ehre lassen müssen, den revolutionären Geist in seinem centralen Heerde gebändigt und ihm eine Stütze allda bewahrt zu haben, um dieselbe Aufgabe in Deutschland lösen zu können. Im Verhältniss, wie es die römische Kirche im deutschen Bunde beschützt, wird diese Aufgabe ihm erleichtert.

Jede wider das napoleonische Kaiserreich gerichtete Maassregel würde also dem eigenem Interesse Preussens widerstreiten.

England mag vielleicht schmollen; aber es beginnt keinen Krieg mehr wegen religiöser Principe. Bei ihm richtet Alles sich nach industriellen Interessen, und die Eröffnung unserer Märkte ist ihm Gewinn genug. Keine andere Regierung wird ihm solche Handelsvortheile gewähren, wie die, welche Napoleon III. ihm bietet.

England wird stets für das Kaiserreich sein, welches es bisher gestützt hat.

Russland wird dem Siege über die Revolution insgeheim zujauchzen. Es wird die Folgen für sich selbst nicht gleich durchschauen. Die Stunde des Racenkampfs hat für Russland noch nicht geschlagen. (19)

Oestreich wird Preussen unter der Firma Deutschlands nachfolgen, und wird die demnächstige Ausrottung aller Revolutionsheerde, sowohl in Italien als sonstwo segnend begrüßen.

Spanien kann heute nicht mitsprechen. Seine innern Angelegenheiten absorbiren es gänzlich. Weiss man doch, dass es römisch-katholisch bis ins innerste Mark ist. (20)

Portugal wird schwere Irrthümer der Vorzeit abzubüssen haben.

Italien muss und wird eine sichere Hülfquelle für uns in etwa nöthigen künftigen Kriegen sein. (21)

Wenn die französischen Truppen, die das päpstliche Gebiet vertheidigen, sich zurückziehen, wird die ihm obliegende Verantwortlichkeit Italien zu schwer fallen. Frankreich wird interveniren müssen; es wird den Kirchenstaat wieder herstellen, und noch mehr thun ihm die freie Action zu sichern. (22)

Skandinavien wird sich noch früher bekehren als die slavischen und muhamedanischen Völker. (23)

Indem Napoleon III. sich also dem Berufe der Kirche zu Diensten stellt, wird ihm der unvergleichliche Ruhm gesichert sein, die Grundlage für das römisch-katholische Bundesreich gelegt zu haben.

In Europa wird dieser Bund Frankreich, Spanien, Portugal, Italien mit der Levante umfassen, indem man die deutschen Katholiken für die eigene Race sorgen lässt.

In Amerika wird Brasilien nebst den verschiedenen Republiken die Verein.-Staaten mehr und mehr einengen, und unser Einfluss wird bald überwiegend werden, indem man auf bessere Weise den Riss mit Mexiko heilt.

Abgesehen von so vielen französischen und andern Colonien, die noch enger mit uns verbunden sein werden als Algier, muss man die Grösse des lateinischen Reichs anstaunen, wenn es der Leitung der Napoleon-Dynastie unterstellt wird.

Das deutsche Reich, je nachdem es katholisch wird, dürfte eine Kraft des Gegengewichts abgeben, welche der Verbündung gegen Russland, dem wahren Feinde Gottes und seiner Völker, den Grund bereitet. (24)

Wenn die Umstände dem Kaiser, der fünfmal von einem katholischen Volke mit so grosser Stimmenmehrheit gewählt wurde, die Möglichkeit gewähren ein solches Werk auszuführen, so würde er sich von vornherein als unwürdiger Sohn der Kirche erklären, und den grössten Gefahren aussetzen, wenn er Bedenken trüge es zu unternehmen und nöthigenfalls sich für selbes zu opfern.

Sieht man nicht dass die Verschmelzung der lateinischen Race in beiden Welttheilen durch seine unberechenbaren Folgen das grösste Werk für die Menschheit wäre?

Im Princip war es auch Constantins Werk, welches aber, wie ein kleiner Stern vor der Sonne, vor diesem erbleicht.

Die wirkliche Einheit der Kirche wird dann ihren Tag erleben; *ad majorem Dei gloriam*.

Selig die, welche also im Weinberge des Herrn arbeiten.“

„Die genaue Wiedergabe des Textes der Note bewahrheite ich.

Paris, 14. November 1870.

L. P. Riche Gardon.“

Die äusserliche Evidenz für die Echtheit dieses Dokuments ist schwerlich beizubringen. Für die Wahrhaftigkeit des Referenten Riche Gardon wird Jeder einstehen, der ihn kennt; aber durch das diskrete Verbrennen des Manuscripts hat er jedes demselben zu entnehmende Indicium vertilgt. Man muss sich daher, bis dahin, mit den innern Indicien der Echtheit begnügen.

Die Franzosen, im Ganzen, sind zu unwissend und gedankenlos, um eine Ahnung davon zu haben, dass die Leitung in allen grossen, bezüglichen Angelegenheiten, von der Klerisei ausgeht, und dass selbst Thiers, wie Broglie und Mac Mahon, aus Furcht vor der zur unfehlbaren Macht gewordenen kirchlichen Politik, sich vor deren Einfluss beugen. Den schlagendsten Thatsachen gegenüber wollten wenige Franzosen einsehen, ihr Krieg von 1870 sei auf den Willen der Curie und der den Papst leitenden Jesuiten zurückzuführen.“

82.

Die letzte Rede des Fürsten von Bismarck im Deutschen Reichstage am 8. Mai 1880.

Abdruck aus dem „Deutschen Reichsanzeiger“ v. 10. Mai 1880.

„Ich erlaube mir zunächst meinem Bedauern darüber Ausdruck zu geben, dass es mir aus Gesundheitsrücksichten nicht vergönnt gewesen ist, den Verhandlungen des Reichstages früher und andauernd beizuwohnen. Wenn ich heute von der mir vorgeschriebenen Zurückhaltung eine Ausnahme gemacht habe, so bewegt mich dazu nicht die ungewöhnliche Bedeutung der Vorlage, die uns beschäftigt, und über die wir das Referat soeben gehört haben.

Die revidirte Elbschifffahrtsakte ist seit 6 Jahren, seit 1874, in Vorbereitung, in Verhandlung, in Superrevision; sie ist ursprünglich, so viel ich weiss, entworfen von dem Herrn Abgeordneten, der soeben die Tribüne verlässt, in der Zeit, wie er Minister war, in ihrem ganzen ausnahmslosen Inhalt. Wir haben diese 6 Jahre hindurch über die Frage, ob sie ins Leben zu führen sei, berathen, wir können auch noch 6 Jahre darüber berathen, es kommt dadurch nichts aus der Lage in Deutschland und in unseren Beziehungen zu Oesterreich. Die alte Elbschifffahrtsakte von 1821, die nunmehr 60 Jahre in Wirksamkeit gewesen ist, mit den Modifikationen, die sie durch die Herstellung des Deutschen Reiches, durch Verminderung der Elbuferstaaten von etwa 10 auf 2, nämlich Oesterreich und Deutschland, erlitten hat durch die Reichsgesetzgebung, welche die entgegenstehende Landesgesetzgebung seitdem aufgehoben hat, ist ein *modus vivendi* geworden, mit dem wir bisher ohne Schwierigkeiten gelebt haben. Es ist eben für uns keine Lebensfrage. — Wenn ich sage, für uns, so muss ich erwähnen, dass ich im Namen Sr. Majestät des Kaisers spreche; es handelt sich nicht um eine Gesetzesvorlage, die Ihnen auf Grund von Bundesrathsbeschlüssen gemacht wird, sondern um das Recht des Kaisers, Verträge zu schliessen, und um die Herbeiführung der Genehmigung des

Reichstages, die zur Gültigkeit eines solchen Vertrages erforderlich ist, nachdem die Zustimmung des Bundesraths zu demselben durch frühere Verhandlungen gesichert ist. Ich kann also hier ausnahmsweise sagen, die Reichsregierung würde ohne Bewilligung dieser Elbschifffahrtsakte ihre Funktion ungestört fortsetzen können und befindet sich durchaus nicht in einer Nothwendigkeit, bei Gelegenheit der Annahme derselben Bedingungen auferlegen zu lassen, die das Verfassungsrecht ihr nicht ohnehin schon auferlegt. Auch der Vorbehalt, von welchem die Mehrheit Ihrer Commission die Annahme abhängig gemacht, hat für mich nicht die Bedeutung, auf seine Annahme oder Ablehnung erhebliches Gewicht zu legen. Entweder haben die Herren Recht, die behaupten, der Antrag beanspruche nur gültiges Recht, dann ist er überflüssig, oder er hat die Tendenz, neues Recht zu machen, dann, meine Herren, überschreitet diese Absicht die Machtvollkommenheit, die dem Reichstag durch die Reichsverfassung beigelegt ist. Der Reichstag kann allein für sich nicht neues Recht machen, am allerwenigsten sollte er es meines Erachtens versuchen, im Wege von Bedingungen, die er der Reichsregierung stellt in dem Augenblick, wo sie von ihm die Genehmigung eines an und für sich, wie der Herr Vorredner anerkannt hat, unbedenklichen Vertrages verlangt. Das ist eine Art Pression, die auf die Regierung geübt werden soll, damit sie in die Anerkennung einer Auslegung des Verfassungsrechts willige, eine Pression, welche erhebliche Zweifel an der Sicherheit, mit welcher die Auslegung von anderer Seite für richtig gehalten wird, aufkommen lässt, eine Pression, der sich die Reichsregierung in keinem Falle fügt. Ich bitte also, wenn dieser Vorbehalt angenommen wird, nicht zu glauben, dass damit an unserer Verfassung etwas geändert würde, die Reichsgesetze sind vollkommen klar und lassen keinen Zweifel übrig.

Der Herr Vorredner hat einen längeren Theil seiner Rede darauf verwendet, um das angebliche Vorhandensein von Landesgesetzen zu beweisen. Wenn es Landesgesetze überhaupt gäbe, welche den Reichsgesetzen entgegenstehen, so tritt die bekannte Wirkung der Reichsgesetze ein, dass sie den Landesgesetzen derogiren, am allermeisten aber die Wirkung der Reichsverfassung, die sich in ihrem Artikel 33 ganz unzweideutig darüber ausspricht, dass das Zollgebiet des Reiches mit seinen äusseren Grenzen zusammenfallen soll, und damit den Einwohnern des Deutschen Reichs eines der wesentlichsten Grundrechte giebt, die sie überhaupt gegeben hat, das Recht des freien Verkehrs untereinander. Das angebliche Landesgesetz, soweit die praktischen Nachwirkungen seiner Bestimmungen überhaupt noch in Gültigkeit sind, besteht nur vermöge der Duldung von Seiten des Bundesraths, welcher mit Bezug auf diesen Zollausschluss von der ihm zweifellos beiliegenden Berechtigung bisher noch keinen Gebrauch gemacht hat, aber, wie ich hoffe, Gebrauch machen wird.

Was das Vertragsrecht anbelangt, so will ich in die Frage, inwieweit es durch die Reichsverfassung, durch die dazwischen liegenden Verhandlungen mit Oesterreich, durch die Zustimmung Oesterreichs, die hier vor-

liegt, alterirt sei, nicht eingehen, sondern abwarten, ob die österreichische Regierung reklamirt und uns Anlass zu ähnlichen Reklamationen in Bezug auf die Elbschiffahrt jenseits der böhmischen Grenze geben wird. Jedenfalls glaube ich, dass es im Reichsinteresse liegt, hier nicht österreichisch-ungarischer zu sein als die österreichisch-ungarische Regierung, und das Reichsverfassungsrecht, namentlich da, wo es die nationale Einheit anstrebt, nicht zu beugen durch Argumentationen, die ich für künstliche halte. Es tritt hier auch der nicht immer vorliegende Fall ein, dass es sich um ein Verfassungsrecht handelt, dessen Uebung bisher vollständig ausser Zweifel war. Der Besitzstand des Bundesraths in der Ausübung seines Rechts kann nicht angefochten werden, einmal wird er von neuem bestätigt durch das Zollgesetz von 1869, in dem im Anschluss an die Verfassung wiederholt gesagt wird, dass die Zolllinie mit der Landesgrenze zusammenfallen soll und da, wo Letztere an das Meer stösst, das Meer die Zolllinie bilden soll, während die Landeshoheit bekanntlich etwas in das Meer hineinreicht. Dieses Reichsgesetz, das Reichszollgesetz in seiner Wirksamkeit zu entkräften zu Gunsten einer künstlichen Konstruktion, künstlich wegen ihrer sorgfältigen und berechneten Vermischung des Douanezolls mit dem alten Elbzoll, das, glaube ich, wird den Gegnern unserer Auffassung nicht glücken.

Der Herr Vorredner hat vom Zoll ab und zu mit doppelter Tragweite gesprochen, wo er nach seiner genauen Sachkunde ausschliesslich den alten abgeschafften Elbzoll gemeint haben kann, und die Bestimmungen, die dessen Aufhebung betreffen, *in discrimine* anzuwenden gesucht; ob er dabei in seinem *fort intérieur* alle die logischen Schlüsse gemacht hat, die er dadurch in seinen Zuhörern hervorrufen wollte, stelle ich ihm anheim. Aber wenn wir diese beiden Zölle trennen, so fallen diese beiden Zölle, der Elbzoll und der Grenzzoll auf der Elbe oberhalb Hamburgs, gerade so wenig zusammen, wie der Sundzoll und der Stader Schiffahrtzoll mit dem Zollvereinszoll. Der Elbzoll hat mit dem, was wir hier berathen, absolut nichts zu thun, wie auch die schon von dem Herrn Vorredner angeführten Artikel der Wiener Schlussakte, die vielleicht Jedem, der sie nicht nachliest, Sand in die Augen streuen können, hierauf gar keinen Bezug haben; sie erwähnen nur in einem einzelnen Artikel die Frage der Douanen — sie sind französisch gefasst — und dort zu Gunsten der Douanen, dass die nicht genirt werden sollen.

Aber auch die Ausübung des Besitzstandes! — Der Herr Vorredner hat vergebens versucht, einen rechtlichen Unterschied zwischen der Oberelbe und der Unterelbe, vom Hamburger Standpunkte gerechnet, nachzuweisen. Das Recht für die ganze Elbe, soweit es vermöge der Elbschiffahrtsakte besteht, ist ein einheitliches, gleiches und identisches; kein Fuss breit des Elbspiegels kann sich den Wirkungen entziehen, welche die Elbschiffahrtsakte von 1821 heutzutage noch wirklich für sich haben kann.

Wenn es richtig wäre, was der Herr Vorredner angeführt hat, dass früher es die Unbequemlichkeit war, welche die Schiffer wegen des Elb-

zolles hatten, die Anlass gab, Douanenzölle an gewissen Orten zu erheben, so würde diese Bequemlichkeitsfrage noch immer kein Verfassungsrecht bei uns ändern und der Reichsverfassung nicht im Wege stehen, ebenso wenig wie die Frage, ob das Anhalten unterhalb Hamburg für den Seehandel bequem oder unbequem ist, unser Verfassungsrecht ändert; das steht damit in keiner Beziehung, das sind Zweckmässigkeitsfragen, die der Bundesrath zu erwägen haben wird und beachten wird.

Ich erwähne dabei, dass der Schiffverkehrsverkehr in der Themse doppelt, vielleicht viermal so gross ist, als der auf der Unter-Elbe, und dass man doch genöthigt ist — und der freie Engländer in der Hingebung für die Interessen seines Vaterlandes, fügt sich dem bereitwillig —, auf der unteren Themse viermal anzuhalten, um Zollbeamte aufzunehmen und sich der Kontrolle zu unterziehen. Also diese Bedenken kann ich mit dem nationalen Standpunkte, den zu alten Zeiten der Herr Vorredner mit mir gemeinsam vertreten hat, als er mir beistand, die jetzige Verfassung ins Leben zu rufen, nicht vereinigen. Aber dafür, dass bisher das Recht des Bundesraths, die Elbe mit einer Zolllinie zu durchschneiden, niemals bezweifelt worden ist, kann ich das Zeugniss aller höheren Beamten aller deutschen Staaten anführen, die mit der Sache zu thun gehabt haben — namentlich auch das Zeugniss desjenigen höheren Beamten, der augenblicklich als Abgeordneter die Tribüne verliess. Er ist damals über die Berechtigung des Bundesraths in keiner Weise zweifelhaft gewesen, und bei seiner Gewissenhaftigkeit würde er es nicht übernommen haben, dem Reichstage diese Thatsache zu verschweigen, — wie er es vorher darstellte, als wenn gewissermassen heimlich, schüchtern, dass der Reichstag es noch nicht erführe, diese Sache gemacht worden wäre und nur deshalb der Reichstag nicht angerufen wäre.

Kann heute die Unterelbe nicht von der Douanenlinie gekreuzt werden, so konnte es auch damals die Oberelbe nicht, so ist trotz der ganzen künstlichen Argumentation, die wir gehört haben, die Einbeziehung der Elbstrecke von Wittenberge bis Hamburg bisher nichtig und ungesetzlich und die Zölle können zurückgefordert werden. Das war damals die Meinung des Herrn Vorredners nicht; er hat der Bundesrathssitzung präsidirt, in welcher die Einverleibung jener Elbstrecke in das Zollgebiet beschlossen wurde, also die Verlegung der Zollrevision von Wittenberge, wo sie nach seiner Theorie auch schon unberechtigt gewesen wäre und doch ein halbes Jahrhundert bestanden hat — seit 1821 —; er hat die Verlegung von Wittenberge nach Bergedorf resp. Hamburg selbst sanktionirt an der Spitze des Bundesrathsbeschlusses. Ja, noch mehr, er hat den Antrag, welchen Preussen auf diese Verlegung damals gestellt hat, unter seiner Leitung konzipiren lassen. Der Antrag liegt mir vor im Konzept. Er ist, wenn ich nicht irre, von der Hand des damaligen Rathes Herrn Jungmann geschrieben, vielfach durchkorrigirt von der Hand des damaligen Ministers Delbrück. Das Konzept fängt an:

„Die Bestimmung im Art. 6 des Vertrages vom 8. Juli v. J., nach welchem die Hansestadt Hamburg mit einem dem Zwecke entsprechenden Bezirke ihres oder des umliegenden Gebiets“ — und nun ist im ursprünglichen Kontexte fortfahren: „Freihafen ausserhalb der Zollgrenze bleiben soll.“

Darauf ist von der Hand des Ministers Delbrück hineinkorrigirt: „vorläufig ausserhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze“, also die Anerkennung des Provisoriums, und ich lade jetzt den Herrn Abgeordneten ein, seine eigene Handschrift zu rekognosziren, nach der er dieses „vorläufig“ für nothwendig gehalten hat, um dem provisorischen Charakter des Zollausschlusses Ausdruck zu geben, in seiner damaligen Eigenschaft als Minister.. Seitdem ist nichts geschehen, was das Recht in seinem Sinne hätte ändern können; nur in meinem Sinne hat es sich geändert. Ich hoffe also, er wird seine damalige Rechtsauffassung nicht diffitiren wollen, denn dieses „vorläufig“ ist nachher auch in die amtliche Eingabe übergegangen, die Minister Delbrück hat abfassen lassen, es ist auch in den Ausschussbericht übergegangen vom 16. Juli 1868 nach Art. 6 des Vertrages. Es beginnt dieser Bericht vom 8. Juli 1868:

„Es soll die freie Hansestadt Hamburg mit einem dem Zwecke entsprechenden Bezirke ihres oder des umliegenden Gebiets vorläufig ausserhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze bleiben.“

Dieser Ausschussbericht ist unterschrieben von den Herren von Pommer Esche, von Thümmel, von Philipsborn und von Liebe. Diese Herren haben sich daher zur Anerkennung des provisorischen Charakters dieses Zollausschlusses verstanden. Dieser Ausschussbericht hat den Beschlüssen des Bundesraths unterlegen und ist *verbotenius* zum Beschluss erhoben worden mit ausdrücklicher Bezugnahme auf den Wortlaut, also einschliesslich des Wortes „vorläufig“, und der Beschluss lautete damals:

„Es wurde beschlossen: a. die Hereinziehung der in der Vorlage Nr. 58 näher bezeichneten Hamburgischen Gebietstheile und der dort liegenden preussischen Enklave in den Zollverein zu verfügen.“

Da ist davon gar nicht die Rede, beim Reichstage etwas zu beantragen, und nach meinem langjährigen Zusammenarbeiten mit dem Herrn Vorredner weiss ich, dass seine Gewissenhaftigkeit nach allen Seiten eine sehr grosse war, nach dem Verfassungsleben hin aber noch viel grösser, als nach einer anderen Richtung; er würde sich nie dazu verstanden haben, wenn er irgend eine Vermuthung gehabt, dass der Reichstag etwas mit zu reden hätte. Gefasst ist dieser Beschluss unter dem Präsidium des Herrn Delbrück, unter Mitwirkung der Herren von Pommer Esche, von Philipsborn, Hennig, bayerischer Vertreter, sächsischer, badischer, hessischer, Mecklenburgs, des Grossherzogthums Sachsen, Oldenburgs, der sächsischen Herzogthümer, Anhalts, Schwarzburgs, Waldecks, von Reuss ältere Linie, Schaumburg-Lippe, Lübeck und den Hansestädten Bremen und Hamburg, für welche zugegen waren Senator Gildemeister und Dr. Kirchenpauer. Auch die haben durch Beschluss das „vorläufig“ anerkannt, und sie haben anerkannt, dass der Bundesrath hier zu ent-

scheiden hat, und kein Zweifel ist ihnen irgend beigegeben über das Recht des Bundesraths, über diese Ausführungsmassregeln zu entscheiden. Es ist im Artikel 7 der Verfassung Nr. 2 in der allbekannten Fassung ausdrücklich verzeichnet, und Se. Majestät der Kaiser kann unmöglich gesonnen sein, dieses Recht des Bundesraths irgend in Zweifel ziehen zu lassen oder einen Vorbehalt, welcher dasselbe nicht nur in Zweifel zieht, sondern ausser Kraft zu setzen bestimmt ist, an den Bundesrath gelangen zu lassen. Wenn dieser Vorbehalt angenommen wird, muss ich Namens Sr. Majestät des Kaisers erklären, dass damit die Genehmigung, welche wir für diesen Vertragsentwurf mit Oesterreich vom Reichstage erbeten haben und ohne welche dieser Vertragsentwurf seine Gültigkeit nicht erlangen kann, versagt ist, und die Sache ist damit also abgethan und wir werden das Weitere zu tragen haben, was daraus folgt; aber von dem Rechte des Bundesraths, sowie es verfassungsmässig feststeht, werden wir nichts nachgeben.

Ich erlaube mir, obschon es nicht erforderlich sein wird, zur Bestätigung meiner Rechtsauffassung noch die Stellen einiger Staatsrechtslehrer, und zwar wesentlich liberaler, zu verlesen, die denselben Punkt behandeln.

Laband sagt im ersten Band Seite 265:

„Ferner steht die Aufhebung bestehender Zollausschlüsse dem Bundesrath zu.“

v. Rönne sagt im zweiten Theil Seite 197:

„Darüber, dass der Bundesrath berechtigt ist, solche Bestimmungen der Zollvereinsverträge, welche lediglich allgemeine Verwaltungsvorschriften enthalten oder sich bei der Ausführung der Bestimmungen der gedachten Verträge als mangelhaft herausstellen, auf Grund der Vorschriften im Artikel 2 Ziffer 2, beziehungsweise Ziffer 3 des Artikel 7 der Reichsverfassung im Wege der Verordnung oder der dem Mangel abhelfenden Verfügung abzuändern, kann kein Zweifel bestehen; denn dies folgt einfach aus der im Artikel 40 enthaltenen Hinweisung auf den ganzen Artikel 7.“

Es folgt auch für Jeden, der die Entstehung der Verfassung kennt, aus der Genesis dieses ganzen Art. 7, der aus den Zollverträgen herübergenommen ist, und der in der Verfassung des Norddeutschen Bundes eine andere Stelle hatte, als er sie heute hat, so dass er sich im Norddeutschen Bunde nur auf Zollvereinseinrichtungen bezog, auf die aber ganz zweifellos; und seine Uebertragung auf Nr. 7 in der heutigen Reichsverfassung bei den Modifikationen, die vorgenommen sind, hat nur die Wirkung gehabt, dieses Recht des Bundesraths über die Zollvereinsfragen auch auf andere Fragen auszudehnen; in Bezug auf die Zollvereinsfragen aber war es schon jederzeit ganz zweifellos, es bedurfte nicht der neuen Fassung. Das Recht des Bundesraths, darüber selbständig zu beschliessen, ist meines Erachtens vollständig so klar, wie das Recht der Hansestadt Hamburg auf einen Freihafen, was ja Niemand anzufechten beabsichtigt. Mir sind Suggestionen von anderer Seite und aus Hamburg gemacht, dass dieses ganze Freihafen-

recht Hamburgs kein Singularrecht sei, sondern dass der Art. 34 durch Gesetz, wenn nicht 14 Stimmen widersprechen, aus der Welt geschafft werden könne. Ich habe darauf mit grosser Bestimmtheit und auch schriftlich nach Hamburg erklärt, dass ich dieser Deduktion nicht beistimmen könne, sondern dass das Recht auf den Freihafen nur mit Hamburgs Bewilligung aufhören könne, und dass ich, so lange ich mitzureden hätte, auch darüber wachen würde, dass es nicht eingeschränkt werde auf kleinere Grenzen als diejenigen, welche nothwendig sind, damit es seiner Bezeichnung in vollkommener und loyaler Weise entspreche, ein wirklich voller Freihafen, der allen Evolutionen, die in einem Freihafen vorgenommen werden sollen, und allem Nutzen, den man von einem Freihafen erwarten kann, entspricht. Dass aber die Grenze, welche der Freihafen zu diesem Zwecke haben muss, der Bestimmung des Bundesraths unterliegt, das hat nie einem Zweifel unterlegen, und es ist auch damals, wie der jetzige Grenzbezirk geschaffen wurde, zweifellos gehandhabt worden, ja, es ist damals von dem Hamburger Senat 1868 in einer amtlichen Publikation anerkannt worden, in welcher derselbe, nachdem eine Beschwerde der Bürgerschaft eingegangen war über die Trennung Bergedorfs und einiger anderen Distrikte, sogar Geestehacht — vom Freihafenbezirke, dieser Beschwerde gegenüber ganz unzweideutig erklärte: wir können uns auf die Beschwerde der Bürgerschaft nicht einlassen, da nicht der Senat, sondern der Bundesrath beschliesst, wo die Grenze des Freihafens gehen soll.

Diese damalige Auffassung des Hamburger Senats ist, soviel ich weiss, in mehreren Blättern gedruckt, ich brauche sie wohl nicht zu verlesen, sie liegt mir vor, aber sie wird den Herren bekannt sein, ich wünsche, dass davon doch auch Akt genommen wird, weil es mir überhaupt darauf ankommt, die ganze Wandlung des Rechtsgefühls, des Rechtsbewusstseins und der Rechtsvertretung nachzuweisen, die in allen Behörden erkennbar ist, seit die Begeisterung für die Einheit, für die deutsche Einheit und für die Herstellung des neuen Reichs etwas matter geworden ist. (Widerspruch links.) Ja, matter geworden, meine Herren, ich stehe auf der Stelle, wo Jedermann das am deutlichsten fühlt, der Geist des Partikularismus ist gewachsen, die Kämpfe der Parteien, und das wirkt auf die Haltbarkeit des Verfassungsbodens als Tummelplatz für dergleichen Kämpfe, entweder man hält den Boden für unzerstörbar, oder man macht sich nicht viel daraus, ihn zu zerstören, und ich bin vollständig berechtigt, von meinem Standpunkte her ein vollwichtiges Zeugniss abzulegen, ich bin kompetenter Zeuge dafür.

Deshalb also, wenn Sie mich fragen, warum ich den Beschlüssen, die heute gefasst werden können, eine praktische Tragweite nicht beilege und dennoch mich an der Debatte unter persönlichen Schwierigkeiten betheilige, so kann ich darauf nur erwidern, dass es mir ein Bedürfniss gewesen ist, doch noch einmal in meinem Leben von dieser Stelle aus die Perspektive auf den Reichstag zu haben und zu ihm reden und auch noch einmal, wie ich es eben schon gethan habe, von hier aus Zeugniss abzulegen für

die nationalen Bestrebungen und Zeugniß abzulegen gegen die partikularistischen und Parteibestrebungen, die der Entwicklung des Reichs im Wege stehen und wenn ich nicht in der Lage sein werde, dieses Zeugniß von dieser Stelle her zu wiederholen, so glaube ich, wenn Gott mir das Leben gibt, doch vielleicht in der Lage zu sein, von denselben Sitzen, wo Sie sitzen, hernach auch dem grossen Gedanken der Nationalität, der uns vor 10 Jahren noch beinahe Alle begeisterte, auch dann als Reichstagsmitglied Ausdruck geben zu können, auch gegen eine partikularistische Handhabung der Reichsverfassung, die etwa dann von hier aus vertreten werden könnte. Es ist also wesentlich meine Sorge für die weitere Entwicklung unserer Reichsverfassung und mein Bedürfniss, sie, soweit es an mir — ein einzelner Mann kann da nicht viel thun — liegt, vor Stillstand, ja vor Rückläufigkeit zu bewahren, die mich herführt, und ich muss sagen, wenn ich sehe, dass mein thätigster und bedeutendster Mitarbeiter, den ich bei der Herstellung der Reichsverfassung gehabt habe, heut zu Tage Arm in Arm mit dem Centrum und mit den Parteien, die damals gegen die Reichsverfassung waren, mir gegenüber tritt, so habe ich das Gefühl, dass die rückläufige Bewegung, die Minderung der Begeisterung für die nationale Entwicklung, die damals uns Alle, Alle beherrschte, einen ganz ausserordentlich weiten Weg schon zurückgelegt hat, ich kann ihn nicht aufhalten, aber ich kann wenigstens meine Stimme als Warner von einer Stelle her, wo ich sicher bin, gehört zu werden, gegen diese Wege erheben. Ich weiss nicht, ob der Boden der Reichsverfassung fest genug ist, ob der Baum, den sie bildet, fest genug gewurzelt ist, um zur Unterlage derjenigen Parteikämpfe und partikularistischen Strebungen zu dienen, welche heut zu Tage auf demselben ausgefochten werden sollen. Es ist meines Wissens das erste Mal, dass wir uns vor einer Verfassungsfrage zwischen Bundesrath und Reichstag befinden, wo der Reichstag im Begriffe ist, — wenigstens hat die Majorität Ihrer Kommission sich dafür entschieden — dem Bundesrath ein Recht zu bestreiten, welches im Verfassungsrechte ganz zweifellos feststeht, und für welches die preussische Regierung auf jede Gefahr hin einzutreten entschlossen ist. Es ist das erste Mal, es ist auch das erste Mal, dass im Bundesrath der Antrag, Verfassungsstreitigkeiten durch Majoritätsbeschluss zu entscheiden, so weit getrieben worden ist, dass nur die Machtvollkommenheit, die mir nach der Verfassung in Bezug auf die Leitung der Geschäfte beiwohnt, mich in den Stand gesetzt hat, weitergehende Abstimmungen darüber zu verhindern.

Ich komme auf die Gefahr, die darin liegt, zwischen den Bundesregierungen Zwietracht zu säen, nachher zurück; ich will mich hier nur einstweilen zu der Konstellation wenden, die uns — ich meine, den Vertretern der Reichspolitik — in dieser Session entgegengetreten ist. Unser Hauptgegner ist die Partei des Centrums gewesen. Das Centrum hat seit 6 Monaten in allen Fragen des preussischen Landtages und in allen Fragen des Reiches ausnahmslos mit wenig Diskussion und wenig Aufwand von

Argumenten geschlossen gegen die Regierung gestimmt. Das ist ein Gegner, der an und für sich so stark, so diszipliniert ist, dass er von seinen über 100 Mann, ja an den meisten Tagen reichlich die Hälfte der Präsenz- zahl, die augenblicklich in diesem Jahre üblich war, zu stellen im Stande ist. Das ist ja eine sehr gewichtige Thatsache, mit der gerechnet werden muss. Bei der Abstimmung über Samoa war genau die Hälfte der Majorität dieser Versammlung vom Centrum gestellt, 64 von 128. Die Herren vom Centrum werden wissen, was sie dabei bezwecken, und was sie dabei erreichen. Mein Gravamen, worauf ich nachher zurückkomme, wendet sich mehr gegen die *appendices* des Centrums, die diesem Belagerungsturm, welcher der Regierung ununterbrochen kampfbereit, angriffsbereit gegenüber steht, dieses Passivum, mit dem unser parlamentarisches Vermögen belastet ist, dieses todte Gewicht benutzen, um hinaufzuspringen, um von diesem Thurme — damit ich bei dem Bilde bleibe — den Mauerbrecher gegen die Regierung einzusetzen, und gestützt auf die Bundesgenossenschaft des Centrums die Regierung angreifen und gegen sie stimmen. Früher war es ja üblich, dass in allen diesen Bestrebungen des Centrums, — Centrum, Polen, Fortschritt war die Firma, gegen die wir zu kämpfen hatten, neuerdings ist denen nun noch die Firma des Freihandels hinzugeetreten, und wir können in Sachen wie Samoa und andern sagen: wir haben gegen uns Centrum, Fortschritt, Freihandel, — der Freihandel reicht ja bis in die konservativen Parteien hinein, Gott sei Dank, nur in sehr geringer Masse -- von allen diesen ist die Regierung stets sicher, dass alle ihre Vorlagen abfällig beurtheilt und bekämpft werden. Zunächst also wende ich mich gegen diese Parteigruppierung und ihre Einwirkung auf die Entwicklung unseres Verfassungslebens. Das Centrum wird ja selbst wissen, warum es so handelt, und ich kann es mir wohl denken; ich kann nur Rechenschaft davon geben, welchen Eindruck das Verfahren der Centrumspartei mir seit dem vorigen Herbst gemacht hat oder vielmehr, wie es auf meine praktische Thätigkeit zurückgewirkt hat. Im vorigen Jahre verliess ich den Reichstag mit der aufrichtigen Ueberzeugung, dass die Herren vom Centrum beabsichtigten, sich der Regierung zu nähern und zu einem Kompromiss mit derselben zu gelangen, nicht bloß über Schutzzollfragen, sondern auch über Fragen, die hier nicht vorliegen, mit denen Sie ja in 14 Tagen, hoffe ich, im preussischen Landtage sich beschäftigen werden. Durch diese Wahrnehmung fühlte ich mich ermuthigt, mit Vertrauen an die Verhandlungen mit der römischen Kurie zu gehen, denn ich versprach mir damals wirklich ein Ergebniss davon. Dieses mein Vertrauen zu Ergebnissen dieser Verhandlungen ist durch das inzwischen ausnahmslos im Landtage und Reichstage vom Centrum beobachtete Verhalten erschüttert worden. Für mich liegt in dem Auftreten des Centrums gegen die deutsche, respektive preussische Regierung eine Interpretation für die Intentionen des römischen Stuhles, ein Barometer für das, was wir von Rom schliesslich zu erwarten haben. (Oh! Oh!)

Meine Herren! Unter Ihnen sind viele Priester, Andere, ich glaube die Meisten von Ihnen, sind unter priesterlichem Einfluss gewählt worden und werden unter demselben wieder gewählt werden, also Ihr „oh“ ist nicht ganz gerechtfertigt. Ich glaube, Sie sind doch Alle in der Lage, auf die Meinung des Papstes Rücksicht zu nehmen, und wenn diejenigen Intentionen vorhanden wären, auf die wir rechnen müssen, um Frieden zu machen, so hätten Sie die Rolle nicht spielen können, die Sie im Landtage und Reichstage seit dem vorigen Herbst gespielt haben, sondern Sie würden dasjenige Verhalten fortgesetzt haben, welches zu meiner Freude und zur Belebung meiner Friedenshoffnungen im vorigen Sommer von Ihnen bekundet wurde. Indessen das ist Ihre Sache, Sie werden ja Ihre Politik treiben wie Sie sie verstehen, und wir müssen schliesslich unsere Rechnung machen, so wie die Dinge liegen.

Dann komme ich nun zu den anderen Fraktionen, die ich vorhin *appendices* des Centrums nannte, die das Centrum für geschaffen halten, um unter seiner Deckung gelegentlich gegen die Regierung Ausfälle zu machen. Es ist danach bei der grossen Macht des Centrums, bei der Gewissheit seiner Opposition und bei dem unregelmässigen Besuch des Reichstags eine ziemlich kleine Anzahl von Gegnern der Regierung in einer bestimmten Sache hinreichend, um die Majorität gegen die Regierung zu sichern. Die Bereitwilligkeit, von dieser immer bereiten Opposition des Centrums Gebrauch zu machen, gewissermassen auf die Schultern des Centrums zu springen, um von dort aus die Regierung zu bekämpfen, hat doch ihr sehr Bedenkliches, meine Herren. Alle diejenigen Parteien, die das Reich haben bilden und bisher vertreten helfen, haben die wirklich dabei zu gewinnen, in diesem Kampf die Bundesgenossenschaft eines mächtigen Elements zu suchen, was seinen Frieden mit uns, wie ich mit Bedauern wahrgenommen habe, noch nicht zu machen an der Zeit hält? Haben Sie sich nicht überlegt, was für Folgen und Rückwirkungen das auf die Reichsverfassung und auf ihre fernere Entwicklung, auf die Auffassungen der Regierung, auf die Hoffnungen haben muss, mit denen die Regierung in die Zukunft sehen muss?

Ich erwähnte schon vorhin, ich halte den Boden, auf dem das Reich gegründet ist, noch nicht gewachsen und solide genug, um mit dieser Vergessenheit, mit dieser Sicherheit sich der deutschen Neigung hinzugeben, der Regierung Opposition zu machen. Gegen die Regierung mit allen Mitteln zu kämpfen, ist ja ein Grundrecht und Sport eines jeden Deutschen, und wenn man da einen allezeit bereiten Bundesgenossen findet, der Alles mitmacht, so ist das sehr willkommen für Jemand, der etwas gegen die Reichsregierung hat aus besonderen Gründen, aus Ueberzeugung oder aus Fraktionsgründen. Ich wende meine Klage gegen keine Fraktion insbesondere, jede hat geglaubt, ab und zu am Centrum eine feste Anlehnung nehmen zu können, und hat sich gewundert, aber nach kurzer Zeit gewundert, wenn die Wand, an die sie sich zu lehnen glaubte, eine Schwen-

kung machte. Jeder greife da in seinen eigenen Busen, aber die Fortsetzung dieses Systems, die Partei, mit der zu meinem Bedauern ein prinzipieller Zwiespalt herrscht, als einen willkommenen Krystallisationspunkt für jedes Oppositionsgelüste zu benützen, halte ich für die Reichsverfassung verderblich, namentlich verderblich im Sinne der Liberalen noch mehr als im Sinne der Konservativen. Ich werde Ihnen nachher sagen, warum — aber ich richte besonders an die liberale Partei die Frage: Ist es nützlich, Verfassungsentscheidungen anzuregen und bis zum Aeussersten zu verfolgen, den Punkt auf das i zu setzen im Streit zwischen Reichstag und Bundesrath? Ist es nützlich, den Partikularismus zu unterstützen? Er ist stark genug ohne Sie, meine Herren! Die Haltung der Majorität der Kommission, wie sie vorliegt, appellirt an den Partikularismus und ganz zweifellos nicht ohne Erfolg.

Es giebt Regierungen, die aus partikularistischen Bedürfnissen, weil sie sagen: Jedes Sonderrecht wollen wir bereitwillig schützen, denn wir haben auch Sonderrechte, und deshalb wollen wir es hier mit dem Buchstaben der Bundesverfassung nicht so genau nehmen, wir sind also bereit, die vorhandene Opposition im Reichstage zu stützen — mag sie ausgehen, von wem sie will — für sie mit einzutreten, das Hemd ist uns näher, als der Rock, es geht uns der Partikularismus über die Reichsinteressen. Es finden sich auch andere Regierungen, die sich durch den Reichstag einschüchtern lassen, — die Furcht vor parlamentarischen Unannehmlichkeiten ist ja bei den meisten Politikern und auch bei denjenigen, die ihr ganzes Leben darunter zugebracht haben, vielleicht viel grösser, als sie bei mir ist.

Ich habe in meinem Leben Gelegenheit gehabt, meine Probe dahin zu machen, dass ich mich nicht überlaufen lasse, ich habe mich weder von parlamentarischen noch von partikularistischen Bestrebungen überlaufen lassen, und ich hoffe, Gott wird mir auch für mein jetziges Alter, obschon ich körperlich geschwächt bin, die geistige Energie nicht verkümmern, dass ich jedem solchen Versuche des Ueberlaufens dauernd und fest entgegenetrete.

Vor Allem möchte ich warnen vor dem Versuch — also ich spreche von den Einschüchterungsversuchen gegen einzelne Regierungen, — vor Allem möchte ich warnen vor der Tendenz bei diesen Einschüchterungen, zwischen den Regierungen Unfrieden zu säen. Meine Herren, der Friede der Regierungen, der feste vertrauensvolle Friede der Regierungen unter einander, ist der unentbehrliche Hort der Sicherheit unserer Verfassung. Glauben Sie nicht, dass irgend ein Reichtagsrecht fester steht als ein Regierungsrecht, als die Bundesrathsrechte, als die Rechte des Präsidiums; Alles beruht auf derselben Basis des Vertrags, den die Regierungen unter einander geschlossen haben, des Bundesvertrags, und jeder Zweifel bei einer Regierung, und namentlich bei einer mächtigen Regierung, ob dieser Bundesvertrag gehalten wird, hat seine sehr bedenklichen Nachwirkungen. Der König von Preussen hat seine Zollrechte den Händen der

Majoritätsbeschlüsse des Bundesraths anvertraut, den Händen der Reichsgesetzgebung hat er sie nicht anvertraut. Man kann ja auf ein anderes System kommen; ich habe es mir bisher zur Aufgabe gemacht, die Rechte der Regierungen sorgfältig zu vertreten; dieses mein Bestreben beruht aber auf der Voraussetzung der vollsten Gegenseitigkeit in genauer Beobachtung der Verfassung. Wenn ich mich darin täusche, so bin ich ja gar nicht abgeneigt, — in der Nothwendigkeit vor allen Dingen für die Erhaltung der Reichsinstitutionen eine feste Basis zu suchen — auch den Weg zu gehen, den die Majorität Ihrer Kommission vorschlägt, nämlich Alles auf die Centralisation der Gesetzgebung durch den Reichstag hinauszudrängen; nur kann ich das nicht in meiner Stellung als Reichskanzler, es würde mich aber freuen, wenn mir Grund zu dieser Art Kriegführung gegeben wird als Mitglied der Versammlung, die ich vor mir zu sehen die Ehre habe, einen festen Kampf auch für zentralistische Politik zu kämpfen, wenn ich finde, dass die Regierungen die verfassungstreue zuverlässige Stütze für unsere Einheit nicht bilden, deren wir bedürfen. Deshalb sage ich: Sie spielen ein für das Ganze bedenkliches Spiel, wenn Sie darauf spekuliren, Unfrieden zwischen die Regierungen zu säen, wenn Sie daran Freude haben, dass die Regierungen gegeneinander stimmen. In Utilitätsfragen mögen die Regierungen gegeneinander stimmen, so viel sie wollen, — in einer Frage über Verfassungsrechte Preussen in die Minorität zu bringen, meine Herren, das ist nicht unbedenklich. Ich sage das in vollem Bewusstsein der ganzen Geschichte, die ich seit 30 Jahren durchlebt habe. Aber wenn ich sage: nicht unbedenklich, so nehmen Sie nicht an, dass ich mich vor Bedenklichem scheue und davor zurücktrete, — jetzt so wenig wie früher.

Ich wollte noch darauf zurückkommen, warum ich dieses Benutzen des Centrums von Seiten solcher Parteien, die nach ihren politischen Ueberzeugungen gar nichts mit dem Centrum gemeinsam haben, für bedenklich in ihrem eigenen Interesse halte. Ich habe nunmehr den Kampf für die deutsche Einheit seit 30 Jahren geführt, — es sind nahezu 30 Jahre, dass ich am Bundestag zuerst dafür eingetreten bin, es sind 18 Jahre, dass ich in einer Stellung bin, in der ich mit einem französischen Historiker, den ich vor einiger Zeit in einer schlaflosen Nacht las, wohl sagen kann — er spricht von einem Staatsmann, dem man mehr Verdienst zuschrieb, als ich für mich in Anspruch nehme —: „*Il devait succomber au poids des haines inassouvies qui s'accumulent sur la tête de tout ministre qui reste trop longtemps au pouvoir.*“ Ich fürchte, dass ich nach 18 Jahren längst in dieser Lage war, ich hatte alle Parteien wechselnd zu bekämpfen, gegen jede hatte ich einen heftigen Strauss zu kämpfen — davon kommen „*les haines inassouvies*“, von denen der französische Historiker spricht. Nun, ich bin nicht mehr jung, ich habe gelebt und geliebt — gefochten auch und ich habe keine Abneigung mehr gegen ein ruhiges Leben. Das Einzige, was mich in meiner Stellung hält, ist der Wille des Kaisers, den ich in seinem hohen Alter gegen seinen

Willen nicht habe verlassen können — versucht habe ich es mehrmals. Aber ich kann Ihnen sagen, ich bin müde, todtmüde, und namentlich wenn ich erwäge, gegen was für Hindernisse ich kämpfen muss, wenn ich für das Deutsche Reich, für die deutsche Nation, für ihre Einheit eintreten will. Ich will das nicht charakterisiren, ich würde den Gleichmuth verlieren, aber ich möchte die Parteien darauf aufmerksam machen. Ich muss, wenn ich dem Kaiser vorschlage, die Last, die ich nicht zu tragen vermag, in andere Hände zu geben, doch Vorschläge machen; ich bin auch überzeugt, dass Se. Majestät nach dem langen Vertrauen, was mir geschenkt worden ist, auf diese Vorschläge einige Rücksicht nehmen wird. Nun, wenn ich sehe, dass die Macht des Centrums unüberwindlich ist, dass die Zerrissenheit aller übrigen Deutschen die gleiche bleibt, so muss ich in meinem Interesse für den innern Frieden, wenn ich zurücktrete, Sr. Majestät vorschlagen, das Kabinet, welches mir nachfolgen wird, in einer Sphäre zu suchen, der es möglich sein wird, die Wünsche des Centrums und die der konservativen Parteien mit einander zu vereinigen. Wenn ich die Hoffnung, dass, weil ich mich dem System, was das Centrum vertritt, nicht unterwerfen kann, und auch glaube, dass mit den Ansprüchen, die die Herren vertreten, der Friede in Preussen dauernd nicht zu finden sein wird, wenn sie die Ansprüche nicht modifiziren — ich will es ihnen wünschen, mir ist es ja ziemlich einerlei, ob nach mir „Fortschritt und Freihandel“ meinen Nachfolger auf den Weg nach Canossa drängen, ich kann es aushalten, so gut wie Andere; der andere Weg ist nur dann möglich, wenn alle Diejenigen, die mit den Bestrebungen der Centrumspartei nicht einverstanden sind, ihrerseits geringere Streitigkeiten, als diejenigen, die die Erhaltung und Fortbildung des Reichs betreffen, so lange ruhen lassen — kurz, wenn die ganzen liberalen Parteien sich dazu entschliessen können, dem Centrum die Heeresfolge absolut und für immer zu versagen. Können sie das nicht, dann sind meine Voraussichten trübe, können sie das, so will ich meine letzten Kräfte dem Streben dazu widmen, — aber ich kann jeden Misserfolg so ruhig mit ansehen, wie irgend einer von Ihnen. Ich weiss nicht, warum mir das Deutsche Reich und seine Zukunft näher stehen sollte, als irgend Jemand unter Ihnen. Sie sind alle Deutsche; Minister kann Jeder eine Zeit lang sein, und nicht mehr sein; dass ich gerade ein stärkeres Interesse als andere Deutsche am Reich haben müsste, weil ich zufällig lange Kanzler gewesen bin, das glaube ich nicht, wenn ich mich auch nicht zu der saturnischen Politik meines früheren Collegen, der vor mir gesprochen hat, verstehen kann; — das nicht! — so ruhig zusehen, dass das Deutsche Reich, welches ich mit Aufwand meiner Lebenskraft habe begründen helfen, zurückgeht, das vermag ich nicht. In meinem Alter wird man aber ruhiger und stiller; ich habe ein Bedürfniss nach beschaulicher Einsamkeit, — dann richten Sie sich das Reich ein, wie Sie wollen, aber verlangen Sie meine Mitwirkung nicht, wenn Jeder sich für berechtigt und berufen hält, die Grundlagen des Reichs in Frage zu stellen.

83.

Fürst von Bismarck an Prinz Heinrich VII. Reuss, Kaiserl.
Deutscher Botschafter in Wien.

(Abdruck aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ v. 26. Mai in der „Post“.
Ausserordentliche Beilage zu Nr. 142.)

„Berlin, den 20. April 1880.“

„Dass in unseren Unterhandlungen Rückschläge, wie der in den Berichten Eurer Durchlaucht vom 15. und 16. d. M. — Nr. 177 — gemeldete, früher oder später eintreten würden, darauf war ich durch die Haltung des Centrums vorbereitet. Wir müssen auch ferner darauf gefasst sein, dass man von römischer Seite jedes Mittel der Diplomatie erschöpfen wird, bevor wir zu einem erträglichen *modus vivendi* gelangen, und wir werden noch mehr Phasen, wie die gegenwärtige, durchzumachen haben, da die römischen Prälaten durch ihre mangelhafte Einsicht in die preussischen Verhältnisse stets verleitet werden, übertriebene Erwartungen zu hegen und ihre Ziele zu hoch zu stecken. Wenn man geglaubt hat, dass wir nicht bloß abrüsten, sondern unsere Waffen im Wege der Gesetzgebung vernichten wollten, so hat man uns eine grosse Thorheit zugetraut, wozu ich durch keine meiner Aeusserungen Anlass gegeben habe. Auf der anderen Seite ist der Pronuntius im Unrecht, wenn er der preussischen Regierung einen Vorwurf daraus machen will, dass der Staatsministerial-Beschluss vom 17. v. Mts. die Wiener Besprechungen mit Schweigen übergeht und dieses Schweigen so deutet, dass man es nicht der Mühe werth halte, sich über seine und seiner Techniker Erklärungen auszusprechen. Dieser Beschluss nimmt in der That eine sehr wesentliche Modifikation der Maigesetze in Aussicht, wenn er für die Regierung die Befugniss erstrebt, die Ausführung derselben im Interesse des Friedens zu unterlassen.

Bis jetzt ist die Regierung verpflichtet, sie streng durchzuführen; wird sie von dieser Verpflichtung entbunden, so kommt sie in die Lage, die Gesammtheit der betreffenden Gesetze friedlich, freundlich und entgegenkommend handhaben zu können, so bald und so lange eine ähnliche Politik von der Kurie beobachtet wird. Sich mit den einzelnen Ergebnissen der Wiener Besprechungen eingehend zu befassen, wird für uns an der Zeit sein, sobald wir die entsprechenden Fakultäten von dem Landtage erlangt haben und das Mass ihrer Ausübung erwägen werden. Die Befürchtung Jacobinis, was denn werden solle, wenn etwa die Regierung wechselte, ist eine gegenseitige. Was kann uns nicht bedrohen, wenn die Regierung im Vatikan wechselt und wieder ein kämpfender Papst wie Pius IX. den Stuhl besteigt? Wir müssen also auf beiden Seiten in der Lage sein, dass ein Schwert das andere in der Scheide hält. Dass wir das unserige zerbrechen sollen, während die Kurie ihre Politik friedlich oder feindlich einrichten kann nach dem Willen des jeweiligen Papstes und seiner Rathgeber, ist von uns nicht zu verlangen. Wenn der Pronuntius Klarheit in dem Staatsministerialbeschlusse vermisst, so muss ich fragen, was denn auf römischer Seite bisher klar ist. Wir haben erheb-

liche praktische Konzessionen, soweit wir das nach der bisherigen Gesetzgebung konnten, seit dem Amtsantritt des Ministers von Puttkamer gemacht; von dem Papste aber haben wir weiter nichts als eine unbestimmte theoretische Andeutung ohne rechtsverbindliche Verpflichtung, dass er ein unvollkommen definirtes Anzeigesystem werde dulden können, oder wie der Pronuntius sich ausdrückt, es ist uns eine entgegenkommende Aktion „in Aussicht gestellt“, während eine solche unsererseits bereits erfolgt ist. Diese „Aussicht“ wird uns bis zum Gefühl des Misstrauens getrübt durch die Haltung der Centrumspartei im preussischen Landtage und im Reichstage, in der wir eine praktische Erläuterung, eine Interpretation der päpstlichen Instruktionen erblicken.

Was hilft uns die theoretische Parteinahme des römischen Stuhles gegen die Sozialisten, wenn die katholische Fraktion im Lande, unter lauter Bekennung ihrer Ergebung in den Willen des Papstes, in allen ihren Abstimmungen den Sozialisten wie jeder anderen subversiven Tendenz öffentlich Beistand leistet? Unter Bethuerung guter Absichten, welche niemals zur Ausführung gelangen, und unter dem Vorwande, dass man gerade so, wie die Regierung es betreibe, die Sozialisten nicht bekämpfen wolle, im Uebrigen aber sie verurtheile, stimmt das Centrum stets mit den Sozialisten; und wählte die Regierung andere Wege, so würden auch gerade diese wieder für das Centrum nicht die annehmbaren sein. Als vor einem Jahre die katholische Partei in der Zollfrage uns ihre Unterstützung lieh, glaubte ich an den Ernst des päpstlichen Entgegenkommens und fand in diesem Glauben die Ermuthigung zu den stattgehabten Unterhandlungen. Seitdem hat die katholische Partei, die sich speziell zum Dienste des Papstes öffentlich bekennt, im Landtage die Regierung auf allen Gebieten, der Eisenbahnfrage, bei dem Schanksteuergesetz, bei dem Feldpolizeigesetz, in der polnischen Frage, angegriffen. Ebenso in der Reichspolitik und gerade in Existenzfragen wie der Militäretat, das Sozialistengesetz und die Steuervorlagen, steht die katholische Partei wie ein Mann geschlossen uns gegenüber und nimmt jede reichsfeindliche Bestrebung unter ihren Schutz. Mag eine solche von den Sozialisten, von den Polen oder von der welfischen Fronde ausgehen, das System bleibt konstant dasselbe, die Regierung des Kaisers nachdrücklich zu bekämpfen.

Wenn man nun sagt, dass diese Fraktion irre geleitet werde durch einige Führer, welche vom Kampfe leben und bei dem Frieden fürchten überflüssig zu werden, so ist mir das nicht glaublich angesichts der That-
sache, dass so viel Geistliche, hohe und niedere, unmittelbare Mitglieder dieser regierungsfeindlichen Fraction sind, und dass deren Politik, den Sozialisten Beistand zu leisten, von den Mitgliedern des reichsten und vornehmsten Adels unterstützt wird, bei dem kein anderes Motiv denkbar ist, als die Einwirkung der Beichtväter auf Männer und noch mehr auf Frauen. Ein Wort von dem Papst oder von den Bischöfen, auch nur der diskretesten Abmahnung, würde diesem unnatürlichen Bunde des katholischen

Adels und der Priester mit den Sozialisten ein Ende machen. So lange statt dessen die Regierung in den Basen ihrer Existenz durch die römisch-katholische Fraction bekämpft wird, ist eine Nachgiebigkeit für die erstere ganz unmöglich.

Die Regierung kann friedlichen Bestrebungen friedlich entgegenkommen; lässt sie sich aber durch Kampf und Drohungen die Hand zwingen, so hat sie als Regierung abdizirt. Wenn nun dazu kommt, dass auch der Papst oder wenigstens der Pronuntius Ew. Durchlaucht gegenüber von einer drohenden Sprache Nutzen für die Verhandlungen zu erwarten scheint, so sehe ich daraus mit Bedauern, wie fern man dort jedem hier annehmbaren Gedanken an einen *modus vivendi* steht. Die Andeutung von definitiven oder sonstigen Beschlüssen, wie Abbruch der Verhandlungen und jede andere Drohung macht auf uns keinen Eindruck. Die katholische Partei hat in Bezug auf Agitation im Lande ihr Pulver zu früh verschossen; die Wühlereien der Geistlichen und ihre wohlfeilen Blätter haben in den ersten Jahren des Konflikts Alles versucht, was möglich war, um die Regierung des Königs in den Augen seiner Unterthanen herabzusetzen und ihre Thätigkeit zu hemmen; die klerikale Presse hat darin mehr geleistet als die sozialistische und ist in der Wahl der Mittel ebenso wenig skrupulös gewesen wie diese.

Was auf diesem Wege uns Unangenehmes und Gefährliches bereitet werden konnte, haben wir bereits erduldet und müssen das Fernere erdulden, wenn die Geistlichkeit diese Rolle fortsetzt, welche sie dem Staate und der Bevölkerung mehr und mehr entfremdet. Die Verminderung der Geistlichen, das Verschwinden der Bischöfe, der Verfall der Seelsorge flössen uns die lebhafteste Sympathie mit unseren katholischen Mitbürgern ein, die auf diese Weise von ihren Geistlichen verlassen werden, weil die Priester aus politischen, dem Laien schwer verständlichen Motiven die Seelsorge verweigern. Es ist Sache der Kirche und des Papstes, dies zu verantworten. Zu anderen Zeiten und in anderen Ländern haben wir gesehen, dass die katholische Geistlichkeit unter sehr viel härteren Bedingungen, ja unter grossen Gefahren und Demüthigungen, dennoch die Gläubigen, die ihrer bedurften, nicht unbefriedigt liess, sondern das *tolerari posse* sehr viel weiter trieb, als es nöthig sein würde, um in Preussen Seelsorge zu üben, ohne mit den Maigesetzen in Konflikt zu kommen. Wenn die heutige Hierarchie ihr Ziel und ihre Ansprüche sehr viel höher schraubt und lieber den Gläubigen die Wohlthaten der Kirche versagt, als dass sie sich den weltlichen Gesetzen fügt, so werden Kirche und Staat die Folgen tragen müssen, welche Gott und die Geschichte darüber verhängen. Bis jetzt sind wir es, die praktisch entgegengekommen sind; die polizeilichen, die gerichtlichen Verfolgungen sind sistirt, soweit das Gesetz es uns erlaubt; wir haben den Staatsanwälten und der Polizei, soweit wir es können, Schweigen und Enthaltung auferlegt und beabsichtigen, Gesetze vorzulegen, welche uns das in grösserem Masse noch gestatten sollen; die Kirche aber lässt ihre Anwälte im Reichstage und Landtage

und in der Presse den grossen und den kleinen Krieg in etwas milderen Formen, aber mit derselben sachlichen Entschiedenheit fortsetzen wie früher.

Es thut mir sehr leid, wenn der Papst glaubt, durch Kampf und Drohung mehr von uns erreichen zu können, als durch freundliches Nachgeben, und wenn ein so liebenswürdiger Prälat, wie Jacobini, über unser Verhalten verstimmt zu sein Ursache hat; aber in Bezug auf die Gleichheit der Konzessionen, das Vorgehen *pari passu* in denselben ist unser staatliches *non possumus* ebenso zwingend, wie das kirchliche. Ich habe weder zu Masella noch zu Jacobini jemals eine Silbe gesagt, welche dahin hätte gedeutet werden können, dass wir in eine Revision, respective Abschaffung der Maigesetze nach Massgabe der klerikalen Forderungen willigen würden; friedliebende Praxis, erträglicher *modus vivendi* auf der Basis beiderseitiger Verträglichkeit ist Alles, was mir jemals erreichbar schien. Ich habe die Rückkehr zu der Gesetzgebung von vor 1840 im Prinzip für annehmbar erklärt, die Rückkehr zu dem von 1840 bis 1870 erwachsenen Zustande aber stets mit grosser Bestimmtheit abgelehnt bei den drei oder vier Gelegenheiten, wo dieselbe von uns verlangt wurde. Diese Ablehnung war nicht ein Mangel an Gefälligkeit, der durch die Wahrnehmung „peinlicher Eindrücke“ beseitigt werden könnte, sondern sie war unabweisliche politische Nothwendigkeit.

Wenn die Wiederherstellung diplomatischer Beziehungen für Rom keinen Vortheil bildet, für den ein Preis gezahlt werden würde, so werden wir darauf verzichten, dieselbe nochmals anzubieten, und darauf nicht wieder zurückkommen.

gez. v. Bismarck.“

Seiner Durchlaucht
dem Kaiserlichen Botschafter
Prinzen Heinrich VII. Reuss.
Wien.

84.

„Was ziert den Mann?“

„Was ziert den Mann? Ein freies Wort,
Zu rechter Zeit, am rechten Ort,
Das stets der Wahrheit gibt die Ehre,
Selbst wenn's zum eignen Schaden wäre,
Das gern der Unschuld sich nimmt an —
Ein freies Wort, das ziert den Mann!

Was ziert den Mann? Ein frischer Muth,
Der widersteht der Stürme Wuth,
Der stets bereit zum ernstesten Ringen,
Wenn's gilt, durch Kampf zum Sieg zu dringen,
Und der nicht ruht, bis er gewann —
Ein frischer Muth, der ziert den Mann!

Was ziert den Mann? Ein offnes Thun,
Das ohne Rast und träges Ruh'n,
Nur stets das Beste will erstreben
Und edlem Wirken sich ergeben,
Das Jeder sehen darf und kann —
Ein offnes Thun, das ziert den Mann!

Was ziert den Mann? Ein froher Sinn,
Der bei dem ew'gen Her und Hin
Von Glück und Unglück, Freud' und Leiden,
Weiss Gram und Schwermuth zu vermeiden,
Der hoffend steigt bergab, bergan —
Ein froher Sinn, der ziert den Mann!

Was ziert den Mann? Ein warmes Herz,
Für And'rer Elend, Noth und Schmerz,
Ein Herz, das Mitleid und Erbarmen
Empfindet mit den wirklich Armen,
Das immer hilft, nicht dann und wann —
Ein warmes Herz, das ziert den Mann.

Was ziert den Mann? Die Ihr noch fragt,
Ich habe es Euch frei gesagt,
Und wo Ihr das, was ich verkündet,
Bei einem Mann vereinigt findet,
Den seht mit hoher Achtung an —
Denn solch' ein Mann, das ist ein Mann!“ „V.“

„Kölner Sonntags - Anzeiger“ v. 4. April 1880.

85.

Rede des deutschen Kaiser's bei der Jubiläumsfeier des
Domkandidatenstifts zu Berlin am 18. Jan. 1879.

„Meine Herren! Das Wort, welches Sie soeben von der Kanzel gehört haben, möge, so ist es Mein Wunsch, in aller Herzen und Gedanken Raum und Gestalt gewinnen. Es ist ja das erste Mal, dass Ich dieses Haus und diese Kapelle, die Stiftung Meines seligen Bruders, betrete und freue Mich, dass sie bisher ihre Bestimmung völlig erfüllt. Wenn etwas im Leben und Treiben der jetzigen Welt Halt geben kann, so ist der alleinige Grund, welcher in Jesu Christo gelegt ist. Lassen Sie sich daher nicht irre machen, meine Herren, durch die Strömung, welche durch die Welt, besonders in jetzigen Tagen hindurchgeht, und schliessen Sie sich nicht der grossen Menge an, welche die Bibel entweder ganz als alleinige Quelle der Wahrheit ausser Acht lassen oder sich wenigstens nach ihrem Sinn fälschlich ausdeuten. Sie wissen alle, meine Herren, dass Ich aus voller und freier Ueberzeugung der positiven Union angehöre, welche Mein seliger Vater gestiftet. Der Grund und Fels, an dem Ich und wir alle uns

halten müssen, ist der unverfälschte Glaube, wie ihn die Bibel uns lehrt! (Hier erhob Se. Majestät nachdrücklich die Hand.) Es giebt ja viele, welche nicht ganz denselben Weg einschlagen; jeder handelt ja nach bestem Wissen und Gewissen und richtet darnach sein Thun, Handeln und Wollen ein. Ich achte, ehre und dulde sie; aber wer auch in diesen Bund eintreten will, er wird jederzeit mit offenen Armen empfangen werden. Es ist ja eine erfreuliche Anzahl von solchen, die jetzt ihre Bildung hier empfangen und bald ins öffentliche Leben und öffentliche Wirksamkeit übertreten wollen, wie andererseits auch eine Menge älterer, welche in früherer Zeit bereits herangebildet worden sind. Möge Ihnen Allen der heutige Tag dazu gesegnet sein, die Erkenntniss Gottes und seines eingeborenen Sohnes Jesu Christi als die einzige Quelle wahren Heiles in Ihnen zu fördern. Es kann ja ein Jeder handeln, wie sein Gewissen ihm sagt, aber alle müssen doch aufbauen auf dem einen Grund der Bibel und des Evangeliums. Wenn das nur geschieht, so werden Sie Alle eine gesegnete öffentliche Wirksamkeit entfalten können, ein Jeder nach seiner Art.“

Die Post v. 19. Januar 1880.

86.

Pfingst-Lied. 1880.

„O Maienzauber, Frühlingspracht,
So bist Du wiederum erwacht —
Nahst Du, o Geist der Liebe?
Du, der ihn eh'mals ausgesandt,
Send' ihn auch heut' mit mächt'ger Hand
Herab in's Weltgetriebe!

Komm' ziehe unter Blüthen ein
Und nahe Dich im Flammenschein,
Du Geist der ew'gen Gnade, —
Die Welt ist kalt und hoffnungsleer,
Erneue sie im Liebesmeer,
Im heil'gen Geistes-Bade!

Erwecke neue Jünger Dir,
Denn ach, es giebt noch Viele hier,
Die Deinen Geist nicht finden!
Ja, heilsbegierig harrt die Welt,
Dass sie ein Geistesstrahl erhellt,
Woll' ihr Dein Heil verkünden!“

„X. Y.“

Leipziger Nachrichten v. 16. Mai 1880 (Extrabeilage).

Wach auf, du Welt, es werde Licht!

Gedicht von Hermann Pilz zur Feier des Reformationsfestes
in Leipzig am 31. October 1879.

„Die Liebe zur Wahrheit wird uns den Mannesmuth geben, das Un-
haltbare zu opfern; aber wir werden dann das Sichere mit um so grösserer
Hingebung zur Geltung bringen.“

Friedrich Wilhelm,
Kronprinz des deutschen Reiches.

„Allgemeines Handbuch der Freimauerei“ 2. Aufl. Bd. 4. S. 69. Leipzig 1879.

Das war dereinst in sonnenlosen Tagen,
Als Du, o Luther, mit der Heldenhand
Das Wort der Wahrheit an den Dom geschlagen,
Dass es wie Flammenschrift geschrieben stand.
Da fühlte rings die Welt ein heil'ges Grauen,
Da zitterte im Grund der alte Dom,
Und wogenschlagend rauschte durch die Gauen
Der neuen Offenbarung goldner Strom.
Du zogst den Vorhang von dem Schattenbilde,
Du scheutest Dich vor heissem Streite nicht
Und riefst, geschützt von Deiner Wahrheit Schilde:
Wach auf, du Welt, es werde Licht!

Noch seh'n wir nicht den Himmel heiter blauen,
Bewölkt ist dieser Zeiten Horizont,
Viel Käuzchen giebt's, die gern in's Dunkle schauen,
Wenn sich der Adler in den Lüften sonnt.
Sie alle, die ins Rad der Wahrheit fassen,
Den Letternglauben in die Menschheit streun,
Sie sollen endlich uns zu meistern lassen,
Der Geist ist frei, er soll der Meister sein.
Den Geist der Wahrheit wollen wir bekrönen,
Und Luther's Geist, er sterbe in uns nicht,
Wie Donnerhall soll's durch die Lande tönen:
Wach auf, du Welt, es werde Licht!

Doch reines Licht — wie goldner Sonnenschimmer,
Nicht wie verzehrend wilde Flammengluth,
Das ist das reine Licht der Wahrheit nimmer,
Das niemals im Vernichtungskampfe ruht.

Seht um euch, eure Schätze will man rauben,
Man stellt Idole euch auf den Altar,
An der Materie Gottheit sollt ihr glauben,
Ein Glaube, der doch aller Würde bar.
Die neue Lehre lockt süß wie Sirenen;
Fühlt Luther's Geist und folgt den Klängen nicht,
In eures Geistes Nacht soll hell es tönen:
Wach auf, du Welt, es werde Licht!

Seht euren Himmel, diesen sternenlosen,
Entthront hat man der Ehrfurcht Königin,
Und statt der Liebe minnigliche Rosen
Streut man sich Dornen auf den Pfad dahin.
Ihr seht zerreißen schon der Treue Ketten,
Mit allem Heil'gen treibt man frechen Spott,
Humanität wollt ihr euch nicht mehr retten,
Der Egoismus wird zum Weltengott.
Jetzt ist's noch Zeit — sagt's euch nicht eine Ahnung?
Auf diesem düstren Pfade geht es nicht,
Vernehmt des grossen Luther grosse Mahnung:
Wach auf, du Welt, es werde Licht!

Es werde Licht — und alle eitlen Götzen
Sie sei'n gestürzt von ihrem Postament,
Nicht soll uns mehr Prophetenwahn verletzen,
Der Nichts als dieses ird'sche Leben kennt.
Dann wird auch unser Himmel heiter blauen,
Und unsres Glückes Blume wieder blühn,
Dann wird durch unsre neugebornen Auen
Der Friedensengel mit der Palme ziehn.
Bereitet euch, ihn endlich zu bekrönen,
Schliesst euer Ohr dem Wahrheitspsalme nicht,
Lasst Luther's Ruf in eure Herzen tönen:
Wach auf, du Welt, es werde Licht!

Inhalt.

Nr. der Citate.	Seite
Einleitung. Carl Vogt und Harry Bresslau	3
1. Rudolf Virchow als moderner Sokrates	4
2. M. Reymond „Seit Sokrates der Alte sprach“	4
3. Rudolf Virchow „Sie müssen auf den Affen kommen“	5
4. Ludimar Hermann „Die Affen gehen an Lungenschwindsucht zu Grunde“	5
5. Ernst Hæckel „Eingedenk des Dankes, den ich Virchow schuldig bin“	6
6. Ernst Heinrich Weber über Virchow's wissenschaftliche Bedeutung	—
7. Rudolf Virchow über „Gute Revolutionäre“	7
8. Carl Vogt „O wenn sie es wüssten, diese loyalen Professoren“	8
9. Max Hödel „Kein Jenseits gibts, kein Wiedersehn!“	9
10. Frau Mladetzki an General Loris-Melikoff	—
11. Dr. Karl Nobiling „ <i>non scholae sed vitae</i> “ (Dissertation)	—
12. Karl Birnbaum „Zum Theil waren die Herren empört“	10
13. Gesundheitszustand des Meuchelmörders Nobiling	—
14. Gespräch des deutschen Kaisers mit Hrn. Holtfeuer	11
15. Dr. Sim. Glattstern „ <i>laissez faire, laissez passer</i> “ (Dissert.)	—
16. Dr. Simon Glattstern's Verhaftung und Verurtheilung	12
17. Adresse der Universität Greifswald an den deutschen Kaiser	25
18. Rudolf Virchow's Lob der Revolution	26
19. Rudolf Virchow und die „grosse liberale Partei“	27
20. Jacques Offenbach und die „Herren im Reichstage“	28
21. Freiherr von Lüttwitz über die Strafgewalt des Reichstages	—
22. C. Ludwig als Vivisector über „die Wärme des Gemüthes“	29
23. E. Cyon über die „höchsten Genüsse des Vivisectors“	30
24. Carl Vogt über die Christen und das Abendmahl	31
25. Apostel Paulus über das Abendmahl	32
26. E. du Bois-Reymond über „Ignoranten“	—
27. Arbeitsmann Ulbrich bestraft wegen Verspottung d. Abendmahls	33
28. Carl Vogt „Blödsinn du hast gesiegt“	—
29. Friedrich der Grosse über das Christenthum	34

Nr. der Citate.	Seite
30. Kant über Christus	34
31. Lichtenberg's christliches Glaubensbekenntniss	35
32. Wilhelm I. Kaiser von Deutschland, über den Segen Gottes	—
33. Friedrich Wilhelm, deutscher Kronprinz, über die Eitelkeit	—
34. Helmholtz über Thomson's Scharfsinn und den Weltuntergang	36
35. Robert Mayer über die göttliche Zweckmässigkeit der Natur	—
36. August Ritter über die Temperatur der Sonne	—
37. E. du Bois-Reymond über das „Spiel der Gehirnmolecüle“	—
38. Alexander von Humboldt über die Wahrheit	37
39. Sehnsucht der Volks-Zeitung nach „absolutistischem Königthum“	—
40. Eine Frage an die Spiritisten von Professor Preyer	—
41. M. Reymond, „ <i>Quos ego</i> , ich will Euch! Sind das <i>mores?</i> “	—
42. Cook „Der Teufel hole alle Gelehrsamkeit!“	38
43. Die Nationalzeitung über Lassalle, „das verwöhnte Schooskind der Berliner“	39
44. Alexander von Humboldt „Mein böser Freund Lassalle“	—
45. Erzbischof Ketteler über Lassalle	—
46. Franz Mehring über „phosphorescirenden Glanz der Fäulniss“	40
47. „Ferdinand Lassalle's Frau soll noch einmal von Allen die Erste sein“	—
48. Fürst von Bismarck „Wenn ich mir einen Juden denke“	41
49. Professor W. Oncken über die wahre Grösse des Fürsten von Bismarck	42
50. M. Reymond über das „Volk der Denker“ und die Juden	—
51. Professor Semper über sein „Elephantenfell“	—
52. M. Reymond „Dickhäuter, Pachydermen, sind u. s. w.“	43
53. Fürst von Bismarck über „dickfellige Minister“	—
54. Stimmen aus Hamburg: Kuno Meyer, <i>stud. phil.</i> zu Leipzig	—
55. Albrecht Krause liberal-protestantischer Pastor	—
56. M. Reymond „Es giebt in Deutschland eine Stadt“ u. s. w.	44
57. Stimmen aus Paris und Neu-Jerusalem	45
58. Alfred Dove über einen „sittlichen Fehltritt“	47
29. Israelitische Wochenschrift über beginnende Geistesstörung	48
60. Protestantische Kirchenzeitung über „Hexensabbath der Koryphäen der Naturwissenschaft“	—
61. Ein Brief aus Leipzig über einen Berliner Irrenarzt	—
62. Sonnemann's Organ über die vierte Dimension	49
63. „Unsere Zeitungsschreiber“	50
64. Professor Brühl über Hansen's Behandlung in Wien	52
65. Heinrich Fischer, Assistent für Chemie an der technischen Hochschule zu Wien über Hansen	—
66. „Zu viel Techniker“	53
67. M. Reymond „Es lässt sich Niemand seinen Glauben u. s. w.“	54
68. August Bebel über die religiöse Entwicklung	55
— Liebknecht über das Socialistengesetz	—
69. Max Hödel, „Hoch lebe die Commune!“	57

Nr. der Citate	Seite
70. Drei socialdemokritische Burschenlieder	—
71. Fürst von Bismarck über die Abschaffung der Todesstrafe . .	61
72. Rudolf Virchow über die Abschaffung der Vivisection . . .	62
73. Einweihung des Denkmals für Grimmelshausen	64
74. Literaturproben aus Grimmelshausen's Simplicius	67
1. Das Lob des Bauernstandes. 2. Das Lob der Nachtigall.	
3. Herzbruders Lied. 4. Weissagung von dem deutschen Helden,	
der die ganze Welt bezwingen und zwischen allen Völkern Friede	
stiften wird.	
75. Grimmelshausen als Erfinder eines physikalischen Instrumentes	73
76. Eine literarische Heiligthumsschändung Professor Virchow's .	75
Eine Stimme aus dem Volke über Virchow's Schändung einer	
nationalen Literaturzierde des deutschen Volkes	78
77. Aussprüche von Virchow, Emil du Bois-Reymond, Hera-	
klit und Jesus Sirach	82
78. Professor Virchow's politische Thätigkeit	—
79. Virchow's Apotheose in der „Berliner Zeitung“	86
80. „Der Recensent“ von Goethe	87
81. „Geheime Note vom December 1869 von den Beichtvätern der	
Kaiserin Eugenie an den Kaiser Napoleon gerichtet, um ihn	
zum Krieg gegen Deutschland zu bestimmen.“ Aus dem Fran-	
zösischen übersetzt von Freiherrn G. Dirkinck-Holmfeld . .	88
82. Letzte Rede des Fürsten von Bismarck im deutschen Reichs-	
tage am 8. Mai 1880	97
83. Fürst von Bismarck an den deutschen Botschafter in Wien,	
Note am 20. April 1880	110
84. „Was ziert den Mann?“	113
85. Rede des deutschen Kaisers Wilhelm bei der Jubiläumsfeier des	
Domkandidatenstifts zu Berlin am 18. Jan. 1879	114
86. Pfingst-Lied 1880	115
Schluss: „Wach auf, du Welt, es werde Licht!	117

Beginn des Druckes: 1. Mai 1880.

Beendigung des Druckes: 4. Juni 1880.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

PROSPECT

Bei **L. Staackmann** in Leipzig erschien:

WISSENSCHAFTLICHE A B H A N D L U N G E N

VON

JOHANN CARL FRIEDRICH ZÖLLNER,

o. ö. Professor der Astrophysik an der Universität zu Leipzig, Mitglied der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, auswärtigem Mitglied der Königl. Astronomischen Gesellschaft zu London, der Kaiserl. Akademie der Naturforscher zu Moskau, Ehrenmitglied des physikalischen Vereins zu Frankfurt am Main, der „Société scientifique d'Études psychologiques“ zu Paris und der „British National Association of Spiritualists“ zu London.

„Lectures which really teach will never be popular;
Lectures which are popular will never really teach.“
Faraday.

Unter dem Titel „Wissenschaftliche Abhandlungen von Friedrich Zöllner“ beabsichtigt der Verfasser in Verbindung mit den seit 20 Jahren in Poggendorff's Annalen, den „Astronomischen Nachrichten“ und den „Berichten der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften“ veröffentlichten Abhandlungen alle seine ferneren Untersuchungen naturwissenschaftlichen und philosophischen Inhaltes herauszugeben. Demgemäss werden von jetzt an alle neuen Arbeiten des Verfassers nicht mehr in fachwissenschaftlichen Journalen, sondern als laufende Fortsetzung seiner bisherigen Publicationen unter dem obigen Titel erscheinen. Mit Ausnahme der ersten Bände, die ein in sich abgeschlossenes Ganze bilden, werden die später folgenden Abhandlungen in einzelnen, für sich verkäuflichen Heften erscheinen, die jedoch bezüglich ihres Umfanges und der Zeit ihrer Veröffentlichung an keine Beschränkungen gebunden sind. Der Inhalt eines jeden Heftes soll ein möglichst gut zusammenhängendes Ganze bilden. Wenn es zum Verständnisse der Continuität seiner eigenen Arbeiten wünschenswerth erscheint, gedenkt der Verfasser die nicht genügend beachteten oder fast vergessenen Schätze der älteren und neueren naturwissenschaftlichen und philosophischen Literatur im Originaltexte und in möglichst sinngetreuer Uebersetzung für die Leser seiner Abhandlungen wieder fruchtbar zu machen. Die ursprünglich beabsichtigte gleichzeitige Herausgabe in fremden Sprachen wird von der Theilnahme abhängen, deren sich das Unternehmen im Auslande zu erfreuen hat.

Die Gründe, welche den Verfasser bestimmt haben, hinfort alle seine Publicationen unter der angegebenen Form erscheinen zu lassen, beruhen im Wesentlichen in der fortdauernd sich steigernden Arbeitstheilung auf allen Gebieten der Wissenschaft, sowie auf der hierdurch stets anwachsenden Fülle der fachwissenschaftlichen Journal-Literatur. Dies

führt zu einer Zersplitterung der Abhandlungen, deren nachtheilige Folgen sich sowohl für die Leser als für den Verfasser in empfindlicher Weise geltend machen.

Die ideelle Einheit und das geistige Band, welche naturgemäss die literarischen Erzeugnisse ein und desselben Autors verknüpfen müssen, gehen bei der Veröffentlichung in Journalen oder akademischen Schriften für das Publicum meist verloren. Hierdurch wird die sittliche Aufgabe der Wissenschaft, nämlich wahre Aufklärung unter dem Volke zu verbreiten und dasselbe zu einer höheren Stufe seiner Verstandes-Entwicklung zu erheben, vereitelt und zum Theil in ihr Gegentheil verwandelt.

Als unerlässliche Bedingung für eine moralische Einwirkung der Wissenschaft auf das Volk betrachtet der Verfasser eine kategorische Forderung, welche Kant unter der erleuchteten Regierung Friedrich's des Grossen mit folgenden Worten ausgesprochen hat:

„Der öffentliche Gebrauch seiner Vernunft muss jederzeit frei sein und der allein kann Aufklärung unter den Menschen zu Stande bringen. Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauche seiner eigenen Vernunft denjenigen, den Jemand als Gelehrter von ihr vor dem ganzen Publicum der Lesewelt macht.“¹⁾

Die heute ziemlich allgemein vernommene Klage, dass sogenannte „populäre, wissenschaftliche Vorlesungen“ statt solides Wissen nur den Wahn des Wissens und die damit verbundene Anmaassung gefördert haben, hat bereits vor mehr als dreissig Jahren der berühmte englische Physiker Faraday vorausgesehen, indem er sagte:

„Vorträge, in denen wirklich etwas gelernt werden soll, werden niemals populär sein, und Vorträge, die populär sind, werden niemals wirklich lehrreich sein. Diejenigen, welche glauben, man könne eine Wissenschaft mit weniger Mühe lernen oder erlernen als das A B C, verstehen wenig von der Sache und doch, wer hat jemals das A B C ohne Noth und Mühe erlernt!“²⁾

Der Verfasser setzt zum Verständnisse seiner Abhandlungen ein Publicum voraus, welches wenigstens in so weit mit ihm auf dem Boden des philosophischen Idealismus steht, dass es im Stande ist, sich von der Wahrheit der beiden folgenden, von Cartesius und Lichtenberg ausgesprochenen, Sätze ohne fremde Hülfe zu überzeugen.

Cartesius³⁾ sagt:

„Der gesunde Verstand ist das, was in der Welt am gerechtesten vertheilt ist; denn Jedermann meint damit so gut versehen zu sein, dass selbst Personen, die in allen andern Dingen schwer zu befriedigen sind, doch an Verstand nicht mehr zu wünschen pflegen als sie haben.“

Lichtenberg fragt:

„Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstossen und es klingt hohl, liegt denn das allemal am Buche?“

Die mangelhafte Berücksichtigung dieser Wahrheiten führt nicht selten zu bitteren Klagen, wie sie z. B. noch kürzlich von hervorragender Seite

¹⁾ Kant's Werke. (Rosenkranz und Schubert.) Bd. VII, S. 511.

²⁾ Faraday und seine Entdeckungen. Eine Gedenkschrift von John Tyndall. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Herausgegeben von H. Helmholtz 1870. S. 204. — Original: *The Life and Letters of Faraday, by Dr. Bence Jones.* Vol. II. p. 228.

³⁾ René Descartes, philosophische Werke (deutsch von Kirchmann). 1. Abth. S. 20.

gegen die Gesamtheit der deutschen Naturforscher und unsere grössten Dichter ausgesprochen worden sind. Der beständige Secretär der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften¹⁾ behauptet in seiner Rede „über eine Akademie der deutschen Sprache“:

„Es sei den Naturwissenschaften, auf der Höhe, zu welcher sie sich erhoben haben, nationale Farbe fast entwichen“, „mit seltenen Ausnahmen spricht jeder Deutsche, wie ihm der Schnabel gewachsen ist“, „auf einen kleinen Denkfehler kommt es uns nicht an“. „Um bei den deutschen Naturforschern stehen zu bleiben, wie viele giebt es denn unter ihnen, welchen der Gedanke, dass man auf Darstellung Fleiss verwenden müsse, und dass eine wissenschaftliche Abhandlung ein Kunstwerk sein könne, wie eine Novelle, nicht als wunderliche Grille erscheint? . . . Unbekümmert um die äussere Erscheinung treten sie im Schlafrock vor die Oeffentlichkeit, und was kaum minder schlimm ist, die Oeffentlichkeit ist es zufrieden!“

„Unser grösster Dichter hat auf den deutschen Stil lange keinen guten Einfluss geübt. Auch da er die Iphigenie „Zeile für Zeile, Periode für Periode regelmässig erklingen liess“, war Goethe in den grundlegenden Eigenschaften des Stils im Allgemeinen kein Muster . . . man kann nur den Gegensatz zu Voltaire beklagen.“

„Minder stürmischen Adlerschwunges vielleicht wäre Schiller's Genius in grossstädtischer Atmosphäre emporgestiegen. Aber vielleicht hätte er Schwulst und Härte seiner ersten Periode früher abgelegt.“

Diesen Klagen gegenüber hat sich der Verfasser nicht zu jener leidenschaftlichen Aeusserung hinreissen lassen, welche einer seiner berühmten Collegen²⁾ zu Berlin kürzlich bei einer andern Gelegenheit in folgenden Worten ausgesprochen hat:

„Und bei diesen schreienden Thatsachen sollen wir noch die hergebrachte akademische Leisetreterei weiter üben und, um gute Collegen zu bleiben, der Schändung des deutschen Namens fernerhin geduldig zusehen?“

Derselbe hat sich vielmehr auf das Sorgfältigste bemüht, jener scharfen Kritik unserer nationalen Fehler gerecht zu werden, indem er den schüchternen Versuch machte, den Kritiker selber als den Helden einer patriotischen Novelle dramatisch zu behandeln. (Vgl. Bd. I. S. 289—416.)

Was den philosophischen Standpunkt des Verfassers betrifft, so betrachtet er es als ein Glück, nicht der Vertreter eines „neuen Systems“ zu sein, sondern lediglich ein Anhänger und Vertheidiger derjenigen Weltanschauung, welche sich in den unsterblichen Werken Plato's und Kant's der cultivirten Menschheit offenbart hat. Das Verständniss dieser Werke im engen Anschluss an die Ergebnisse der Naturwissenschaft für das nach Aufklärung strebende deutsche Volk zu vermitteln und dasselbe hierdurch moralisch zu heben, ist eins der wesentlichsten Ziele, welche dem Verfasser bei seinem Unternehmen vorgeschwebt haben. Denn er hat an sich selber die tiefe Wahrheit und beglückende Kraft der Worte Kant's³⁾ erfahren:

1) E. du Bois-Reymond, „Ueber eine Akademie der deutsche Sprache“. Festrede gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 26. März 1874. Die obigen Stellen sind wörtlich der gedruckten und im Buchhandel erschienenen Rede entnommen.

2) Th. Mommsen in einem Aufsätze „zur Promotionsreform“ in den Preuss. Jahrbüchern, herausg. von H. v. Treitschke und W. Wehrenpfennig. 1876. April. Heft IV, S. 315.

3) Kant's Werke VII I. S. 312.

„Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.“

Des Verfassers Glaube an die Zukunft und den Beruf Deutschlands für die menschliche Cultur ist noch heute ebenso hoffnungsvoll wie vor 6 Jahren, wo er demselben in folgenden Worten Ausdruck verlieh:

„Unerschütterlich lebt in mir der Glaube an eine bevorstehende Epoche der deductiven Erkenntniss der Welt, wie sie schöner, herrlicher und reicher an Harmonien nie zuvor gesehen worden ist. Deutschland allein ist berufen der Träger und Schauplatz dieser Epoche zu werden, denn nur der germanische Geist birgt in seinen Tiefen jene Fülle deductiver Bedürfnisse und Fähigkeiten, welche zur erfolgreichen Bewältigung des durch die exacten Wissenschaften aufgespeicherten inductiven Materials erforderlich sind!“¹⁾

Ueber die intellectuellen und moralischen Gebrechen der Gegenwart aber tröstet sich der Verfasser mit den folgenden Worten Kant's:²⁾

„Ehe wahre Weltweisheit aufleben soll, ist es nöthig, dass die alte sich selbst zerstöre, und, wie die Fäulniss die vollkommenste Auflösung ist, die jederzeit vorangeht, wenn eine neue Erzeugung anfangen soll, so macht mir die Krisis der Gelehrsamkeit zu einer solchen Zeit, da es an guten Köpfen gleichwohl nicht fehlt, die beste Hoffnung, dass die so längst gewünschte grosse Revolution der Wissenschaften nicht mehr weit entfernt sei.“

Hundert Jahre später erklärt aber Fürst Bismarck:³⁾

„Ueberall wo Fäulniss ist, stellt sich ein Leben ein, welches man nicht mit reinen Glacéhandschuhen anfassen kann!“

Mögen es daher die wohlwollenden Leser der „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ der aufrichtigen Verehrung des Verfassers für die Verdienste unseres grossen Staatsmannes um die Zukunft Deutschlands zuschreiben, wenn er zuweilen seine wissenschaftlich reinen Glacéhandschuhe mit moralisch reinen Fausthandschuhen vertauscht hat.

LEIPZIG, im Januar 1878.

F. Zöllner.

Erster Band.

Mit den Bildnissen und Handschriften von Newton, Kant und Faraday, nebst 4 Tafeln.

Inhalt:

Einleitung: Ueber die sittlichen Grundlagen der Wissenschaft. Abhandlungen: 1. Ueber Wirkungen in die Ferne. 2. Ueber Emil du Bois Reymond's Grenzen des Naturerkennens. 3. Ueber die Ableitung der Newton'schen Gravitation aus den statischen Wirkungen der Elektrizität. 4. Ueber die Ableitung der Reibung und ihrer Gesetze aus den dynamischen Wirkungen der Elektrizität. 5. Ueber die Existenz bewegter elektrischer Theilchen in allen Körpern. 6. Ueber die Ableitung der Adhäsion und Cohäsion aus den dynamischen Kräften der Elektrizität. 7. Ueber die mechanischen Wirkungen des Lichtes und der strahlenden Wärme. 8. Ueber die magnetischen Wirkungen des Lichtes und der strahlenden Wärme. 9. Ueber die elektrischen Wirkungen des Lichtes und der strahlenden Wärme. 10. Radiometrische Untersuchungen. 11. Ueber die elektrische Emissions-Hypothese. 12. Kosmische Anwendungen der elektrischen Emissions-Hypothese. 13. Thomson's Dämonen und die Schatten Plato's.

Preis des ersten Bandes, 46 Bogen 8°.:

brochirt M. 13. 50. — eleg. gebunden M. 15. —.

1) Ueber die Natur der Cometen. 2. Aufl. 1872. Vorrede S. LXX.

2) Kant's Werke I. S. 351.

3) Ausgewählte Reden des Fürsten von Bismarck aus den Jahren 1862—76. Th. I. S. 437.

Zweiter Band.

(In zwei Theilen.)

Mit den Bildnissen und Handschriften von Gauss, Wilhelm Weber, Riemann und Kepler nebst 14 Tafeln in Lithographie und Lichtdruck und einigen Holzschnitten.

Erster Theil.

Mit den Bildnissen und Handschriften von Gauss, Wilhelm Weber und Riemann nebst Tafel I bis X.

Inhalt:

1. Ueber die universelle Bedeutung des Weber'schen Gesetzes. 2. Ueber das Verhältniss des Weber'schen Gesetzes zum Ampère'schen Gesetze. 3. Ueber die von Helmholtz, Thomson und Tait gegen das Weber'sche Gesetz erhobenen Einwände. 4. Widerlegung des Potentialgesetzes von Helmholtz durch Versuche mit geschlossenen Strömen. 5. Ueber die unipolare Induction eines Solenoides. 6. Ueber die Einwendungen von Clausius gegen das Weber'sche Gesetz. 7. Ueber eine von Clausius in der elektrodynamischen Theorie angewandte Schlussweise. 8. Ueber die durch gleitende Reibung fester und flüssiger Körper erzeugten elektrischen Ströme. 9. Theorie der Elektricitäts-erregung bei der Berührung und Reibung der Körper. 10. Ueber die metaphysische Deduction der Naturgesetze. 11. Kepler und die unsichtbare Welt.

Preis des ersten Theils vom zweiten Bande, 30 Bogen 8°.
brochirt M. 12. —. — eleg. gebunden M. 13. 50.

Zweiter Theil.

Mit Bildniss und Handschrift Kepler's nebst Tafel XI bis XIV.

Inhalt:

12. Kepler, über die Natur der Cometen und ihre Bedeutung. 13. Newton, über die Natur der Cometen. 14. Euler, über die Natur der Cometen. 15. Olbers' Untersuchungen über Cometenschweife. 16. Bessel's mathematisch-physikalische Cometentheorie. 17. John Herschel's Bemerkungen über die physische Beschaffenheit der Cometen. 18. Ueber die Stabilität kosmischer Massen und die physische Beschaffenheit der Cometen. 19. Ueber den Zusammenhang von Sternschnuppen und Cometen. 20. Kritik der Zenker'schen Cometentheorie. 21. Ueber die Grösse und elektrische Dichtigkeit der Schweiftheilchen eines Cometen. 22. Widerlegung der Einwendungen von Helmholtz gegen meine Cometentheorie. 23. Ueber die elektrische Repulsivkraft und Grösse der Cometenkerne. 24. Nachtrag zur Kritik des elektrodynamischen Grundgesetzes von Clausius. 25. Zur Metaphysik des Raumes. 26. Zur Abwehr. 27. Ueber die Freiheit der Wissenschaft und die Nothwendigkeit einer sittlichen Wiedergeburt des deutschen Geistes. 28. Nachtrag zur Metaphysik des Raumes. — Anhang.

Preis des zweiten Theils vom zweiten Bande, 45 Bogen 8°.:
brochirt M. 12 —. — eleg. gebunden M. 13. 50.

Dritter Band.

Mit den Bildnissen und Handschriften von Crookes, Slade und Hansen nebst 8 Tafeln in Lichtdruck und 1 Tafel in Steindruck.

Inhalt:

Vorrede. 1. Der Spiritismus und die sogenannten Philosophen. Offener Brief an Prof. Wilhelm Wundt. 2. Der Spiritismus und die sogenannten Mathematiker. Offener Brief an Prof. A. Butlerow. 3. Zur Vertheidigung des Amerikaners Henry Slade. 4. Deutsche Naturforscher „von unanfechtbarer Glaubwürdigkeit“ vor dem Richterstuhl von Buchhändlern, Juden und liberalen Protestanten. 5. Die Transcendentalphysiologie und der sogenannte animalische Magnetismus mit besonderer Rücksicht auf die Experimente des Magnetiseurs Carl Hansen. 6. Der Spiritismus und die christliche Offenbarung. Offener Brief an Prof. Ch. E. Luthardt.

Preis des dritten Bandes, 48 Bogen 8°.:
brochirt M. 20 —. — eleg. gebunden M. 22 —.

Der Verfasser nimmt im vorstehenden 3. Bande seiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen“, der als selbständiges Werk unter dem Titel: „Die transcendente Physik, eine deutsche Antwort auf eine sogenannte wissenschaftliche Frage“ erschienen ist, entschieden und positiv Stellung zu allen brennenden Culturfragen der Gegenwart. Unter der Aegide der Worte Schiller's an Goethe: „Den Deutschen muss man die Wahrheit so derb als möglich sagen“ (Briefwechsel II. 206) bekämpft er mit rückhaltsloser Offenheit und patriotischer Wärme vom Standpunkte der christlich-germanischen Weltanschauung die intellectuellen und moralischen Gebrechen der modernen Gesellschaft. Bei allen Lesern wird die Fülle neuer, bisher noch nicht veröffentlichter Versuche sowohl mit Slade als auch mit dem Magnetiseur Hansen das grösste Erstaunen hervorrufen. Eine kurze Selbstbiographie Hansen's, sowie ausführliche Berichte über dessen sensationelles Auftreten in Leipzig, Dresden, Zwickau, Chemnitz, Altenburg, Schwerin, Rostock, Greifswald etc., sowie wissenschaftliche Atteste anerkannter Autoritäten werden nicht verfehlen, jeden Zweifel an der Realität der wunderbaren Kraft des Magnetiseurs Hansen zu beseitigen.

Ausführliches Inhaltsverzeichniss des dritten Bandes.

Vorrede. — Ursprünglich bestimmter Inhalt des 3. Bandes meiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen“. Veranlassung zum gegenwärtigen Inhalte. Definition und Begründung der Bezeichnung „Transcendentalphysik“. Unterschied von der „Experimentalphysik“. Definition des Begriffes „Offenbarung“. Kriterium einer Offenbarung. Verhältniss der Naturwissenschaft zu historisch berichteten Thatsachen. Der intellectuelle Werth spiritistischer Offenbarungen. Verhältniss der Naturwissenschaft zum Inhalte von Offenbarungen überhaupt. Friedrich der Grosse über die Grenzen der menschlichen Erkenntniss. E. du Bois-Reymond über die physiologischen Bedingungen einer Weltseele. Ueber die Schäden der modernen Gesellschaft. Worte des Papstes und der Nationalzeitung über dieses Thema. Die Scholastik und die Naturwissenschaft. Hr. Tyndall und Abbé Moigno. Der Papst und die modernen Scholastiker unter den Naturforschern. Protest gegen die Rückkehr zur scholastischen Philosophie. Professor Wundt als Scholastiker. „Verdunkelung des Verstandes“ bei den Vivisectoren. Die „Endziele des Nihilismus“. Geständnisse zweier Vivisectoren im Jahre 1876. „Die höchsten Genüsse des Vivisectors“. Die demoralisirende Wirkung fortgesetzter Vivisectionen. Sir William Thomson gegen die Vivisection. Moderne „Interviewer“. Symptome des Nihilismus in Deutschland. Die „Tadel-Manie“ der Religion und dem Staate gegenüber. Widersprüche der Physiologen über den Zweck der Vivisectionen. Ueber die christliche Wiedergeburt des deutschen Volkes. Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate. Die päpstliche Encyclica und die wissenschaftlichen Scholastiker. Die Ansprüche des modernen Judenthums und ihre Abwehr. Das wissenschaftliche Gründerthum. Unpersönlich. Die Verjudung deutscher Universitäten. Vorgänger in der Theorie der vierten Dimension. Ein Postulat der praktischen Vernunft. Thomas von Aquino und Kant. Ein christliches Glaubensbekenntniss. „Vorwärts in diesen Forschungen!“ —

I. Der Spiritismus und die sogenannten Philosophen. Offener Brief an Dr. Wilhelm Wundt. — Widerlegung des Vorwurfes gegen Ulrici über ein von ihm incorrect referirtes Experiment. Ueber den psychologischen Ursprung der Furcht vor Lächerlichkeit. Der moralische Zustand abgeschiedener Seelen. *A medium of strong power*. Professor Ludwig's Theilnahme an spiritistischen Sitzungen in Wien. Oeffentliches Zeugniss der juristischen Facultät zu Heidelberg über die Realität spiritistischer Manifestationen. Definition der „sogenannten“ Philosophie. Ein „klar denkender und ruhig prüfender Naturforscher“. Die wahren Principien der Naturforschung. Virchow über Naturgesetze. „Wer meines Schwertes Spitze fürchtet, durchschreite diese Flammen nie“. Ueber den Handel mit Verstand. Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Der Assistent von Professor Helmholtz. Gauss, über die Unsterblichkeit. Grassmann, über den Abfall vom Glauben. „Traurig öde, wie die Lüneburger Heide“ etc. Faust, Gretchen und Mephistopheles. Friedrich der Grosse über das Evangelium. Das deutsche Strafgesetzbuch über öffentliche Verleumdungen. Bewusste oder unbewusste Lügen? Geister-Püffe. Das deutsche Strafgesetzbuch über Gotteslästerungen. Moralischer Zustand der Selbstmörder nach ihrem Tode. Rechtfertigung einer Diagnose

von Slade. Der Spiritismus ein Zeichen der Culturbarbarei und des Materialismus unserer Zeit. Orthodoxe Kritiken über den Spiritismus. Kritiken aus Amerika. Wirkungen des Spiritismus auf Materialisten. Die Gesellschaft „Psyche“ in Berlin. Widerlegung unwahrer Insinuationen bezüglich der wissenschaftlichen Prüfung Slade's. Ein Urtheil eines Berliner Professors über Professor Wundt's offenen Brief. Ein Urtheil eines Süddeutschen Professors. „In Berlin plante man ein raffiniertes Attentat gegen Zöllner“. Moralische und wissenschaftliche Ehrenrettung in der Anerkennung der Diagnose von Slade: „*Professor Wundt is a medium of strong power*“. —

II. Der Spiritismus und die sogenannten Mathematiker. Offener Brief an Dr. A. Butlerow. — Veranlassung dieses Briefes. Mangelhafte mathematische Kenntnisse eines anonymen russischen Kritikers. Intellectuelle Verwandtschaft mit Hrn. Helmholtz. Riemann's „Neue mathematische Principien der Naturphilosophie“. Jedes materielle Atom ist nach Riemann ein Eintrittspunkt der vierten Dimension in den dreidimensionalen Raum. „Mit jedem einfachen Denkkakt tritt etwas Neues, Bleibendes in unsere Seele ein“. Einfluss von Fechner's Zend-Avesta auf die Conceptionen Riemann's. Die Thatfachen des Hellsehens und des thierischen Magnetismus. Geometrische Theorie des Hellsehens. Methode zur Maassbestimmung für die Erhebung in die vierte Dimension. Zur Psychologie und Metaphysik Riemann's. „Eine unmittelbare Consequenz dieser Erklärungsprincipien ist es, dass die Seelen der organischen Wesen . . . auch nach dem Tode fortbestehen“. Riemann's „Versuch einer Lehre von den Grundbegriffen der Mathematik und Physik als Grundlage für die Naturerklärung“. Riemann's „Neue mathematische Principien der Naturphilosophie“. „In jedes ponderable Atom tritt in jedem Augenblick eine bestimmte, der Gravitationskraft proportionale Stoffmenge ein und verschwindet dort“. Ohne jemals das Verschwinden einer bestimmten Stoffmenge beobachtet zu haben, wie mir dies bei meinen Experimenten mit Herrn Slade zu wiederholten Malen vergönnt war, hat er dennoch den Muth gehabt, die Möglichkeit eines solchen Ereignisses in die Fundamente seiner neuen Weltanschauung aufzunehmen. . . . „*Vir fuit maximo ingenio et, quod in hoc exercitio magni momenti est, animo liber.*“ —

III. Zur Vertheidigung des Amerikaners Henry Slade. — Mittheilung wissenschaftlich verbürgter Thatfachen zur Aufklärung und Belehrung des deutschen Volkes. Moralischer Verfall in den gebildeten und gelehrten Kreisen. Die „Vossische Zeitung“ über „die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen“ von Alfred Russel Wallace. Biographischer Abriss von Professor Wallace. „Es ist möglich, dass intelligente Wesen existiren können, welche fähig sind, auf die Materie einzuwirken, obgleich sie selbst nicht direct durch unsere Sinne erkennbar sind“. „Die Geheimnisse des Tages von Dr. Rechenberg“. Varley's Beobachtungen. Professor Crooke's wissenschaftliche Verdienste. Alfred Dove, der anonyme Pamphletist „im neuen Reich“. Die christliche Freiheit der deutschen Reformation. Mein Besuch bei Professor Crookes. Bericht von Professor Crookes über seine Untersuchung der sogenannten spiritistischen Erscheinungen. Friedrich der Grosse über den angeblichen Geheimbund zwischen Fürsten und Pfaffen. Ueber die Bedeutung und Corruption der „Presse“. Ein Brief von Professor Crookes. Ein „practischer Jurist“ über die Experimente von Crookes. Bericht des Herrn Coleman über Miss Cook. Der Brief eines „Geistes“. Correspondenten der Times auf dem spiritistischen Kriegsschauplatze. *Reservatio mentalis*. Personalien zur Charakteristik von Professor Lankester. Slade's Schicksale in England. Vollständige Copie von Bellachini's Zeugniß über Mr. Slade. Angeblicher Widerruf dieses Zeugnisses. Moralischer und intellectuellder Verfall der englischen Justiz. Slade's Brief an Professor Lankester. Thomas Carlyle über den Verfall Englands und den Aufschwung Deutschlands. Wiederholung meiner Versuche mit Privatmedien von dem Professor der Zoologie N. Wagner zu Petersburg. Versuche von Professor Hare über die scheinbare Durchdringlichkeit der Materie. Bericht des Verfassers über fernere Versuche mit Slade. Beweis von der *Clairvoyance* der unsichtbaren Wesen. Theorie der vierten Dimension in ihrer geometrischen Anwendung auf das Hellsehen. Beweis für die Existenz eines intelligenten Willens in der Welt. Fortsetzung der Experimente mit Slade. Die Durchdringlichkeit der Materie für die unsichtbaren Wesen (Holzschnitt). Materialisation in Gegenwart Slade's. Slade bei Herrn Schmid in Annathal (Böhmen). Slade bei Herrn Kleeberg in Berlin. Hr. Elcho und Professor Wundt. Forderung des Rechtsschutzes gegen öffentliche Insulten. „*C'est le ton qui fait la musique*“. Die Auctorität der Wissenschaft und die Auctorität ihrer hochachtbaren Vertreter. „Eier halten sich für klüger als Hennen“. Elcho's Selbstbekenntniß. Prof. Zarncke's „Literarisches Centralblatt für Deutschland“. *Quousque tandem*. . . Fürst v. Bismarck über die „unerhörte und verlogene Pressagitation“. „Es gibt noch Richter in Deutschland!“ —

IV. Deutsche Naturforscher „von unanfechtbarer Glaubwürdigkeit“ vor dem Richterstuhl von Buchhändlern, Juden und liberalen Protestanten. — Ueber die Bedeutung der deutschen Buchhändler in der Culturgeschichte Deutschlands. Die Firmen Hirzel und Engelmann als öffentliche Kritiker über deutsche Naturforscher „von unanfechtbarer Glaubwürdigkeit“. Ein Brief Wilhelm Weber's. Weshalb von jetzt an alle meine Publicationen im Commissionsverlage erscheinen. Ein Student als anonym Kritiker in der „schlesischen Presse“. Schelling's Worte über „die Menschenklasse zu der dieser Recensent gehört“. „Hunde und Verleumder greifen die Natur von hinten an“. Deutsche Parlamentarier und Professoren. Fichte's Reden an die deutsche Nation. Zwei „religiöse“ Kritiken meiner „wissenschaftlichen Abhandlungen“. Der liberale Jude und der liberale Protestant. Professor Mommsen über „akademische Leisetreterei“. Vertheidigung des liberalen Juden gegenüber dem liberalen Protestanten. „Aiherrcheses! Nu äben!“ Drei Fragen an das deutsche Volk

über die deutsche Presse. Das christliche Glaubensbekenntniß des Fürsten von Bismarck. Benjamin Disraeli oder Lord Beaconsfield. Grimmelshausen über das Judenthum. „Ist denn Elcho ein Jude?“ Keil und Elcho. Affinität gewisser gesellschaftlicher Kreise zum Judenthum. Vertheidigung der Juden durch einen Christen. Ueber das Schamgefühl des verflossenen jüdischen und berufsmässigen Parlamentariers Lasker. Vorwurf der Unzuverlässigkeit und Unaufrichtigkeit gegen Fürst v. Bismarck. Ueber das „Schlafen und Träumen“ meines Kritikers K. G. Literarische Guano-Vögel. „Ein neues Gebiet des menschlichen Wissens“ von Waldmüller Duboc. Erwiderung auf diesen Aufsatz von Dr. Geo. W. Rachel. „Was nun Professor Zöllner's wissenschaftliche Capacität anlangt, scheinen seine beiden Hauptwerke mir (und nicht blos mir) überschätzt worden zu sein“. „Fort mit Bismarck!“ „Fort mit Wilhelm Weber, Fechner und Zöllner! Denn diese Herren wollen die schönste und erhabenste Errungenschaft des Menschengestes, die Wissenschaft, die freie Forschung in den Staub herabziehen“. „Sollte mein amerikanischer Kritiker Dr. Geo. Rachel zufällig auch ein Jude sein?“ „Dem Cultusminister freiwillig unter die Arme greifen!“ „Die Agitation aber, welche die Losung führt: „weg mit Bismarck!“ wird es Zeit für Narrengeschrei zu erklären“. —

V. Die Transcendentalphysiologie und der sogenannte animalische Magnetismus mit besonderer Rücksicht auf die Experimente des Magnetiseurs Carl Hansen. — Definition und Aufgabe der Transcendentalphysiologie. Kant über die Existenz einer psychischen Fernwirkung. Therapeutischer Werth der Transcendentalphysiologie. Charlatane und Kurpfuscher. Zur Geschichte der Meteorsteine. Das Brockhaus'sche Conversationslexikon über thierischen Magnetismus. Eine gelehrte Dame als Conversationslexikon. Zur Geschichte des thierischen Magnetismus. Biographischer Abriss über Mesmer. Der thierische Magnetismus im Alterthum. Professor Virchow im Schatten der „uralten Platane“ des Hippokrates. Virchow über die Verdienste des Fürsten Bismarck um Deutschland. Ueber die Experimente Hansen's. Hansen bei den Zulu-Kaffern. Bestätigendes Urtheil über Hansen aus Berlin. Hansen's Bildung und die „gebildeten“ Gelehrten. Stimmen der Presse über die Experimente des Magnetiseurs Hansen. Hansen in Leipzig. Erklärung Fechner's. Hansen in Dresden. Ein magnetischer Redactionsbesuch. Hansen's Experimente in Gegenwart Sr. Majestät des Königs von Sachsen. Hansen's Experimente beim Grafen Hohenenthal. Hansen in Freiberg i. S. Hansen in Hamburg. Hansen in Rostock. Hansen in Schwerin. Hansen in Greifswald. Wissenschaftliche Bestätigung der Experimente Hansen's. Schopenhauer über animalischen Magnetismus und Magie. Ueber Metalloskopie von Prof. C. Westphal in Berlin. Wiederholung metalloskopischer Experimente an Magnetisirten. Insinuationen der „liberalen“ Presse. Hansen vor Gericht. Schilderung meiner Eindrücke bei der Gerichtsverhandlung. Stenographischer Bericht über die Gerichtsverhandlung in Dresden. Jüdische Halsabschneiderei und germanische Gutmüthigkeit. Hansen im akademisch-philosophischen Verein zu Leipzig. Eine *reservatio mentalis*. Professor Wundt als „Ehrenmitglied“ eines studentischen Vereins. „Erklärung“ des *Stud. phil.* Wirth. Das „*Philosophicum*“. Einjährige Jubiläen. „Wirkliche Philosophen und Dozenten der Philosophie“. Eine „weisse Dame“. „Das Buch vom bewussten und unbewussten Herrn Meyer“. „Der Privatdocent“. Die wahre akademische Freiheit. Hansen in der chirurgischen Klinik des Herrn Geheimrath Thiersch. Hansen beim Juwelier Hrn. Ehrenwerth in Berlin. Anonyme Juwelen für Slade. Ein flotter Bursche im Banne des Magnetismus. Berliner *agents provocateurs*. Die 10. und 12. Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons über thierischen Magnetismus. Wissenschaftliches Attest für Hansen. Hansen in Chemnitz. Experimente der Professoren Weinhold und Rühlmann mit Hansen's Empfänglichen. Hansen in Zwickau. Autobiographie Hansen's. Vivisection und Transcendentalphysiologie. —

VI. Der Spiritismus und die christliche Offenbarung. Offener Brief an Dr. Ch. E. Luthardt. — Veranlassung meines offenen Briefes. Die heilige Schrift und die Dämonen. Paulus und der Prophet Joel über die geistigen Gaben. Oetinger's Predigten an die abgeschiedenen Geister. Oetinger über Wundergeschichten und der sadducäische Unglaube an unsichtbare Dinge, der von den Universitäten ausgeht. „Die wahre Freiheit und der Sieg der Vernunft über die Finsterniss“. „Knechte der gelehrten Eitelkeit“. Katholiken und Protestanten in ihrem Verhalten zu den Vorschriften der Geistlichkeit. Conflict zwischen Gewissen und Verstand. Oetinger über Newton. Oetinger über „das Buch des Philosophen *de Sans-Souci*“. Oetinger über die vierte Dimension. Der protestantische Pastor Johann Ludwig Fricker (1729—1761) hat zuerst die Conception der vierten Dimension. Anwendung dieses „geometrischen Conceptes“ zur Erklärung von Bibelstellen bei Hiob, Paulus und in der Offenbarung Johannis. Genialität der Schwaben. Der Hamburger Geistliche Albrecht Krause als Mathematiker und Interpret Kant's. Angebliche Widersprüche zwischen der sogenannten vor- und nachkritischen Periode Kant's. Albrecht Krause und ein anonymer „liberaler Protestant“. Newton's Auslegung des Propheten Daniel und der Offenbarung St. Johannis. Hindeutungen auf die vierte Dimension bei Hiob und Paulus. „Das Kreuz Christi“. Die Kirchenväter über die vier Dimensionen. Luther's Worte hierüber. Zöckler über „die vier Raumdimensionen“. Plato über körperliche Abbilder. Verhältniss von Naturwissenschaft und Offenbarung. Allan Kardec's Medien über die Hülfe der Geister bei wissenschaftlichen Entdeckungen. Augustinus über Wunder und Naturgesetze. David Strauss und sein Freund Zeller. Christus und die geometrische Beschränktheit seiner Jünger. Christus als Medium. Materialisationen in Gegenwart Christi. Vorbereitung der Jünger auf das Wunder der Auferstehung. Wiederkunft Christi und

die Schwierigkeit des Beweises seiner Identität. Die Jünger Christi als „Menschen von mindestens höchst gewöhnlicher geistiger Begabung.“ „Glänzende Eigenschaften des Geistes erwerben Bewunderung aber nicht Zuneigung: diese bleibt den moralischen, den Eigenschaften des Charakters vorbehalten“. Biomagnetische Eigenschaften Christi. Das Zerreißen des Tempelvorhanges beim Tode Christi. Ist die Auferstehung Christi eine historisch verbürgte Thatsache? Kant's Absicht „vermittelst der Naturwissenschaft zur Erkenntniss Gottes hinaufzusteigen.“ Wiederkehr der wahren Liberalität und der wahren Toleranz. Bejahende Beantwortung der Frage von David Strauss: „Sind wir noch Christen?“ —

Verzeichniss der früher vom Verfasser veröffentlichten Schriften.

I. Selbständige Werke.

Photometrische Untersuchungen, insbesondere über die Lichtentwicklung galvanisch glühender Platindrähte. Inauguraldissertation der philosophischen Facultät der Universität zu Basel zur Erlangung der Doctorwürde vorgelegt. Basel 1859.

Grundzüge einer allgemeinen Photometrie des Himmels. Mit fünf Kupfertafeln. 1861. 4°. Preis 6 Mark.

Im ersten Theile dieser Schrift werden die Principien, auf denen die gesammte Photometrie beruht, sowohl vom physiologischen als auch vom physikalischen Gesichtspunkte einer genaueren Betrachtung unterworfen und namentlich untersucht, in wie weit die von verschiedenen Beobachtern erhaltenen Resultate eine allgemeine Vergleichbarkeit zulassen.

Der zweite Theil enthält eine ausführliche Beschreibung des Astrophotometers und Colorimeters. Durch zahlreiche Beobachtungen an künstlichen Sternen wird die Zuverlässigkeit und Bequemlichkeit des Instrumentes bewiesen, und am Schlusse sind verschiedene Methoden angegeben, um die von Punkten und Flächen ausgesandten Lichtmengen zu vergleichen und die Helligkeit von Nebelflecken und Cometen photometrisch zu bestimmen.

Es ist eine Methode angegeben, nach welcher sich jeder Beobachter von der besonderen Art und Weise, wie sein Auge gegen Licht- und Farbenunterschiede reagirt, Rechenschaft geben und die erwähnten Eigenschaften seines Auges quantitativ bestimmen kann.

Der dritte Theil enthält einen Katalog von 226 photometrisch und zum Theil auch colorimetrisch bestimmten Fixsternen der ersten bis fünften Grösse nebst einer Copie der dazu benutzten 2212 Originalbeobachtungen, welche sich auf 43 Nächte vertheilen.

Photometrische Untersuchungen mit besonderer Rücksicht auf die physische Beschaffenheit der Himmelskörper. Mit sieben Tafeln. 1865. gr. 8°. Preis 9 Mark.

Der erste Theil dieser Schrift enthält eine vergleichende Kritik von *Lambert's* und *Bouguer's* Principien der Photometrie.

Zweiter Theil: Theorie der relativen Lichtstärke der Mondphasen. Es wird gezeigt, dass mit Berücksichtigung der Erhebungen auf der Mondoberfläche und des durch sie erzeugten Schattenwurfes eine einfache Formel für die von den einzelnen Mondphasen reflectirten Lichtmengen abgeleitet werden kann, welche sich vollkommen befriedigend den Beobachtungen anschliesst.

Dritter Theil: Methode und Resultate der Beobachtungen. Es wird das Helligkeitsverhältniss der Sonne zum Monde und allen äusseren Planeten in mittlerer Opposition bestimmt, hieraus werden die lichtreflectirenden Kräfte ihrer Oberflächen abgeleitet und die Werthe derselben mit den analogen Eigenschaften irdischer Körper verglichen. Entwicklungsgeschichte der Weltkörper. Begründung der „Astrophysik“.

Ueber die universelle Bedeutung der mechanischen Principien. Akademische Antrittsvorlesung, gehalten am 15. December 1866 in der Aula der Universität zu Leipzig. gr. 8°. Preis 75 Pf.

Die Astrophysik und die zu ihrer Cultivirung nothwendigen physikalischen Methoden, namentlich die Photometrie und Spektralanalyse, werden von einem allgemeinen historischen Standpunkte als nothwendige Entwicklungsphasen in der fortschreitenden Erkenntniss des Universums dargestellt. Es wird versucht, das Princip von der Erhaltung der Kraft als eine logische Consequenz des Causalitätsgesetzes abzuleiten.

Ueber die Natur der Cometen. Beiträge zur Geschichte und Theorie der Erkenntniss. Mit zehn Tafeln. 2. Auflage mit einem Nachwort „zur Abwehr“. 1872. gr. 8°. Preis 10 Mark.

Die Tendenz dieser Schrift, welche bei Gelegenheit der Feier des 300jährigen Geburtstages von Kepler (am 27. Dec. 1871) verfasst wurde, ist eine allgemeinere als der Titel andeutet.

Die Vorrede p. I—LXXII wendet sich u. A. polemisch gegen Missbräuche, welche aus einer Ueberwucherung populärer Vorlesungen in unsrer Zeit entstanden sind.

Der erste Theil enthält einen Wiederabdruck der beiden fundamentalen Abhandlungen von Olbers (1812) und Bessel (1836) über die physische Beschaffenheit der Cometen.

Der zweite Theil handelt über die Stabilität kosmischer Massen und die physische Beschaffenheit der Cometen.

Der dritte Theil ist polemisch-didactischer Natur und enthält unter dem Titel „John Tyndall's Cometentheorie — Studien im Gebiete der Psychologie und Erkenntnistheorie“ eine psychologische Theorie der Eitelkeit und derjenigen Gebrechen, welche bereits in der Vorrede angedeutet waren.

Der vierte Theil, „Aphorismen zur Geschichte und Theorie der Erkenntniss“, ist der umfangreichste und beweist u. A. durch wörtliche Citate zahlreicher Stellen aus Kant, Schopenhauer auf der einen, und Helmholtz, Dove, Hansen, Wallace u. A. auf der anderen Seite, dass viele Resultate unserer exacten Wissenschaften fast in wörtlicher Uebereinstimmung von wirklichen Philosophen anticipirt worden sind.

Principien einer elektrodynamischen Theorie der Materie. I. Band. 1. Buch mit Abhandlungen zur atomistischen Theorie der Elektrodynamik von Wilhelm Weber. Mit dem Bildnisse W. Weber's in Lichtdruck und 3 lith. Tafeln. 1876. gr. 4°. Preis 18 Mark.

Der erste Band, welcher als Gratulationsschrift W. Weber zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum am 26. August 1876 gewidmet wurde, enthält in der Vorrede eine Recapitulation der erkenntnistheoretischen Principien der Naturwissenschaft und der erweiterten Raumanschauung von Kant und Gauss.

Die universelle Bedeutung des von W. Weber im Jahre 1846 aufgestellten Gesetzes wird im Zusammenhange mit jenen Principien discutirt und gegen die von Helmholtz, Thomson und Tait gemachten Einwendungen vertheidigt. Die Abhandlungen W. Weber's, welche sich auf die Begründung und Deduction seines Gesetzes beziehen, sind in solcher Zusammenstellung mit zum Theil bisher ungedruckten Erläuterungen Weber's reproducirt, dass der Leser sich leicht über die Fruchtbarkeit jenes Gesetzes selbst orientiren kann.

Inhalt. Vorrede S. V. Biographisch-literarische Fragmente über Wilhelm Weber S. XCV. Wilhelm Weber in seiner allgemeinen Bedeutung für die Entwicklung und die Fortschritte der messenden und experimentirenden Naturforschung. S. XCIX. Erstes Buch. Abhandlungen zur atomistischen Theorie der Elektrodynamik von W. Weber. S. 1—288. Ergänzungen S. 291 — S. 338. Anhang. Ueber einheitliche Maasssysteme von W. Weber 370. Die vier Briefe Newton's an Bentley im Originaltext S. 390. Sir David Brewster's Vertheidigung Newton's gegen eine ihm von Laplace zugeschriebenen Geisteskrankheit S. 403 Newton als Vertreter der Atomistik und einer directen, durch kein materielles Medium vermittelten Fernwirkung S. 419.

2. Abhandlungen.

(Die Zahlen bedeuten den Band.)

Poggendorff's Annalen.

Photometrische Untersuchungen. 100. (1857) — Neues Princip zur Construction elektromagnetischer Kraftmaschinen. 101. — Einfaches Verfahren mit Anwendung von Eisensalzen unmittelbar kräftige positive Photographieen zu erzeugen. 110. — Neue Art von Pseudoskopie und ihre Beziehung zu den von Plateau und Oppel beschriebenen Bewegungs-Erscheinungen. 110. — Zur Kenntniss der chromatischen und monochromatischen Abweichung des menschlichen Auges. 111. — Neue Beziehung der Retina zu den Bewegungen der Iris. 111. — Abhängigkeit der pseudoskopischen Ablenkung paralleler Linien von dem Neigungswinkel der sie durchschneidenden Querlinien. 114. — Neue Art anorthoskopischer Zerrbilder. 117. — Einige Sätze aus der theoretischen Photometrie. 128. — Resultate photometrischer Beobachtungen an Himmelskörpern. 128. — Farbenbestimmung der Gestirne. 135. — Methode zur spektroskopischen Beobachtung der Sonnenprotuberanzen in ihrer ganzen Ausdehnung. 137. — Neues Spektroskop nebst Beiträgen zur Spektralanalyse der Gestirne. (Methode zur spektroskopischen Beobachtung der Rotation der Sonne.) 138. — Temperatur und physische Beschaffenheit der Sonne. 141. — Ueber das Spektrum des Nordlichtes. 141. — Einfluss der Dichtigkeit und Temperatur auf die Spektren glühender Gase. 142. — Ursachen der Periodicität und heliographischen Verbreitung der Sonnenflecke. 142. — Spektroskop. Beob. der Sonnenrotation und das Reversionsspektroskop. 144. — Ueber das spektroskopische Reversionsfernrohr. 147. — Ueber den Zusammenhang von Sternschnuppen und Cometen. 148. — Ueber die durch strömendes Wasser erzeugten elektrischen Ströme. 148. — Neue Methode zur Messung anziehender und abstossender Kräfte. — Beschreibung und Anwendung des Horizontalpendels. 150. — Zur Geschichte des Horizontalpendels. 150. — Erwiderung auf die Bedenken Reye's gegen meine Erklärung der Sonnenflecken und Protuberanzen. 150. — Photometrische Untersuchungen über die physische Beschaffenheit des Planeten Merkur. Jubelband. (1874.) — Ueber den Aggregatzustand der Sonnenflecke. 152. — Ueber ein Ocular-Spektroskop für Sterne. 152. — Ueber einen elektrodynamischen Versuch. 153. — Beiträge zur Elektrodynamik. 154. — Widerlegung des elementaren Potentialgesetzes von Helmholtz durch elektrodynamische Versuche mit geschlossenen Strömen. 158. — Zur Geschichte des Weber'schen Gesetzes. 158. — Ueber die physikalischen Beziehungen zwischen hydrodynamischen und elektrodynamischen Erscheinungen. 158. — Berichtigung. 159. — Untersuchungen über die Bewegungen strahlender und bestrahlter Körper. (3 Abhandlungen.) 160. — Ueber die Einwendungen von Clausius gegen das Weber'sche Gesetz. 160. — Ueber die unipolare Induction eines Solenoides. 160. — Ueber eine von Hrn. Clausius in der elektrodynamischen Theorie angewandte Schlussweise. Nachtrag hierzu (Annalen der Physik und Chemie. Neue Folge. Bd. II. December-Heft. 1877).

Berichte der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Math.-phys. Classe.

Ueber ein neues Spektroskop nebst Beiträgen zur Spektralanalyse der Gestirne (Methode zur spektroskopischen Beobachtung der Protuberanzen und der Rotation der Sonne. Sitzung v. 6. Februar 1869). — Ueber Beobachtungen von Protuberanzen. (1. Juli 1869.) 21. — Ueber die Temperatur und physische Beschaffenheit der Sonne. (1. Abhandlung.) — Einfluss der Dichtigkeit und Temperatur auf die Spektren glühender Gase. — Periodicität und heliographische Verbreitung der Sonnenflecken. — Ueber das Spektrum des Nordlichtes. 22. (1870.) — Ueber das Rotationsgesetz der Sonne und der grossen Planeten. — Ueber die Stabilität kosmischer Massen und die physische Beschaffenheit der Cometen. — Die spektroskopische Beobachtung der Rotation der Sonne und ein neues Reversionsspektroskop. — Das Nordlicht in seiner Beziehung zur Wolkenbildung. — Ueber den Ursprung des Erdmagnetismus und die magnetischen Beziehungen der Weltkörper. 23. (1871.) — Ueber die elektrische und magnetische Fernwirkung der Sonne. — Ueber das spektroskopische Reversionsfernrohr. — Zur Geschichte des Horizontalpendels. — Ueber den Zusammenhang von Sternschnuppen und Cometen. — Ueber die durch strömendes Wasser erzeugten elektrischen Ströme. 24. (1872.) — Ueber die Temperatur und physische Beschaffenheit der Sonne (2. Abhandlung). — Ueber den Aggregatzustand der Sonnenflecke. 25. (1873.) — Ueber ein einfaches Ocular-Spektroskop für Sterne. — Ueber einen elektrodynamischen Versuch. 26. (1874.) — Ueber die physikalischen Beziehungen zwischen hydrodynamischen und elektrodynamischen Erscheinungen. — Widerlegung des Potentialgesetzes durch elektrodynamische Versuche mit geschlossenen Strömen. — Nachtrag. 28. (1876.)

Astronomische Nachrichten. Herausg. v. Prof. C. A. F. Peters, Director der Königl. Sternwarte bei Kiel.

Ausser Reproduction mehrerer auf astronomische Gegenstände bezüglicher Abhandlungen aus den obigen Abhandlungen: Ueber die physische Beschaffenheit der Cometen. 1. Abhandlung. (Widerlegung der Zenker'schen Cometentheorie.) Bd. 86. No. 2057—2060. (1875.) — Ueber die physische Beschaffenheit der Cometen. 2. Abhandlung. (Widerlegung der Einwendungen von Helmholtz.) Bd. 87. No. 2082—2086. (1876.)

Im Verlage von **L. Staackmann** in Leipzig erschien.

„GIBT ES UNBEWUSSTE
UND
VERERBTE VORSTELLUNGEN?“

Akademische Antrittsvorlesung
gehalten

am 5. März 1877

von

PAUL ROBERT SCHUSTER

weiland Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig.

Nach dem Tode des Verfassers mit seinem Bildniss und einer Vorrede
herausgegeben von

FRIEDRICH ZÖLLNER

Professor der Astrophysik a. d. Universität zu Leipzig.

9 Bogen mit Stahlstich und Facsimile. — Preis 3 Mark.

Die vorstehende Schrift eines leider der Wissenschaft und dem deutschen Volke zu früh durch den Tod entrissenen Freundes des Herausgebers ist der unveränderte Abdruck einer Vorlesung, mit welcher der Verstorbene sein akademisches Lehramt als a. o. Professor der Philosophie an der Universität Leipzig angetreten hatte. Das 42 Seiten umfassende Vorwort des Herausgebers entwickelt ein lebensvolles Bild des Verklärten und würdigt denselben nicht nur als scharfen Denker auf dem Gebiete der Philosophie, sondern gibt zugleich durch zahlreiche literarische Proben und kritische Urtheile in namhaften wissenschaftlichen Zeitschriften Beweise von der reichen poetischen Begabung des entschlafenen Freundes. Seine keusche Muse stand ausschliesslich im Dienste eines warmen, deutschen Patriotismus auf Grundlage der christlichen Traditionen unseres Volkes und verherrlicht dessen letzte grosse Befreiungskämpfe gegen Frankreich durch den Duft einer echten deutschen Volkspoesie, wie dieselbe den Gedichten Hebel's noch heute für empfängliche Gemüther in ungetrübter Frische und Anmuth entströmt. Der Herausgeber gedenkt alsdann in ausführlicher Weise der philosophischen Anregung, welche ihm durch mündlichen Verkehr mit seinem Freunde zu Theil wurde, wobei besonders die Gespräche über Plato in den für die Lehre von der vierten Dimension wichtigen Gleichnissen eine hervorragende Rolle spielen. Für alle diejenigen, welche sich über den Ursprung dieser um eine Dimension erweiterten Raumanschauung durch eine leichtfassliche und anschauliche Darstellung unterrichten und Klarheit verschaffen wollen, dürften gerade diese Theile der erwähnten Vorrede ein besonderes Interesse darbieten.



Zöllner, Johann Karl Friedrich, 1834-1882

Das deutsche Volk und seine Professoren eine Sammlung von Citaten ohne
Commentar ; zur Aufklärung und Belehrung des deutschen Volkes

Leipzig 1880

Bamberg, Staatsbibliothek -- H.n.o.125-d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11689640-6